Die

Universitätsfreunde.

Roman in vier Bänden

von

J. D. H. Temme.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von A. R. Tharandt.

Die Universitätsfreunde.

Dritter Theil.

Die

Universitätsfreunde.

Roman

von

J. D. H. Temme.

Dritter Theil.

Leipzig, 1873.
Hausfreund-Expedition.
(A. R. Tharandt.)

1.

Als der lange Lieutenant Braun von dem Parke des Schlosses Berge her sich der reizenden Waldlichtung genähert hatte, war Auguste Fiebing, die schöne Gefährtin des Herrn Dressel, rasch im Walde verschwunden. Sie hatte den verliebten Herrn nur noch gebeten, sie dem Offizier nicht zu verrathen.

Die Unterredung des Herrn von Dressel mit dem langen Lieutenant wartete sie nicht ab; es mochte ihr zu gefährlich sein, in der Nähe zu bleiben. Sie war auch nicht lange zweifelhaft, wohin sie ihre Schritte wenden sollte. Sie war in wenigen Minuten in dem dunkeln Laubgange, der zu dem Tannenrondel führte. Hier mußte sie sich sicher wissen; hier ging sie langsamer. An dem Ende des Ganges, in dem Rondel, machte sie Halt.

Es war schön in diesem Kreise alter, dunkler, hoher Tannen, auf dem grünen glänzenden Moosteppich, auf den schwellenden Moosbänken umher, in dem würzigen Dufte des Waldes, in dem stillen einsamen Halbdunkel. Es war Alles hier so einladend, so verführerisch, so ge=

fährlich — hatte Auguste Fiebing zu dem Herrn von Dressel gesagt.

Warum ging sie doch wieder hierher? Vielleicht eben deshalb?

Sie suchte wenigstens die reizendste der Moosbänke auf, die nur noch Einen Platz neben ihr darbot, auf der die Zwei, die dort saßen, dicht neben einander sitzen mußten, Schulter an Schulter und verborgen von den herüberhängenden Tannenzweigen. Und dort saß sie und schaute aus nach dem Laubgange, der in das Rondel hineinführte.

Und sie hatte nicht lange gesessen, da hörte sie einen Schritt in dem Gange näher kommen.

Das mußte ihr lieber, zärtlicher Freund sein. Sie war nicht zu ihm zurückgekehrt; da mußte er sie aufsuchen, und wo konnte er sie lieber suchen und finden, als hier?

Sie legte sich auf die Bank zurück, träumend, malerisch, von den Tannenzweigen nur halb bedeckt; sie durfte ihm doch das Suchen nicht zu schwer machen. Ein süßes Lächeln schwebte auf ihren Lippen als Belohnung des Suchenden für sein Finden.

Da trat ein kleiner, korpulenter, grauer Herr aus dem Gange hervor, nicht mehr jung, und Alles an ihm so gewöhnlich.

Sie erschrack nicht, aber sie wurde ärgerlich, sehr ärgerlich.

Der dumme einfältige Mensch! Wie kommt mir der in die Quere! Wer mag er denn sein?

Sie wandte das verdrießliche Gesicht ab, suchte sich ganz hinter den Tannenzweigen zu verbergen.

Aber der kleine Herr hatte sie schon gesehen, sie, ihre Schönheit, ihr reizendes Lächeln.

Er schritt auf sie zu, so geraden Weges, so dreist, ohne alle Umstände. Und als er bei ihr war, vor ihr stand, hatte er sie auch wohl eben so dreist und ohne alle Umstände anreden wollen.

„Ah, meine Schöne, wen erwarten Sie denn hier?"

Da sah er aber ihre üppige, mehr als gewöhnliche Schönheit, und Auguste Fiebing, wenn sie auch vielleicht mehr als einmal Bewohnerin von Zucht- und Arbeitshäusern gewesen war, hatte doch auch als elegante Hochstaplerin in vornehmen Kreisen der Bade- und Spielwelt gelebt und konnte sich das volle Aussehen einer aristokratischen Dame geben.

„Ah, Madame", sagte der kleine Herr höflich, „ich störe Sie!"

Auguste Fiebing legte sich nachlässig auf die andere Seite, warf hochmüthig die Lippen auf, war zweifelhaft, ob sie eine Antwort geben sollte oder nicht.

„Vielleicht!" sagte sie zuletzt halblaut, eisig kalt.

Reizte den kleinen Herrn ein Benehmen, das ihm

vielleicht völlig neu war? Er blieb höflich, aber er wurde dreister.

„Sie erwarten hier Jemanden, Madame!"

„Ja, mein Herr, aber —"

Aber nicht Sie, wollte sie sagen.

Da hatte der kleine Herr, als wenn es ihm zu warm werde, ein paar Knöpfe seines grauen Ueberrockes gelöst. Etwas wie ein großer Ordensstern kam halb zum Vorschein. Durch die Seele der Hochstaplerin blitzte ein ganzer Gedanke; mit dem Gedanken tauchte die Erinnerung an ein Portrait in ihr auf, das sie wohl oft genug gesehen hatte und hatte sehen müssen, selbst wahrscheinlich im Zuchthause, in dem ja der Patriotismus obligat ist.

Sie sprang auf; sie war blaß geworden, sie kreuzte demüthig die Hände über die Brust, verneigte sich tief, fast bis zur Erde, sprach zitternd:

„Gnädigster Herr, werden Eure Hoheit mir jemals verzeihen können, daß ich meinen allverehrten Landesherrn nicht auf der Stelle erkannte?"

Das graue Gesicht des gnädigen Landesherrn erheiterte sich. Er blieb höflich; er wurde freundlich, herablassend.

„Sie kennen mich also!" sagte er. „Und wem darf ich für diese freundliche Begrüßung meinen Dank sagen?"

Da wurde die Dame verlegen, ängstlich; sie schlug die Augen nieder. Sie rang mit sich um eine Antwort.

„Sie dürfen mir Ihren Namen nicht nennen?" sagte der Fürst etwas überrascht.

Noch zwei Secunden lang kämpfte sie mit sich.

„Nein, ich darf nicht, ich kann nicht!" sagte sie dann entschieden, rief sie, wie in halber Verzweiflung.

Heftig weinend, das Gesicht mit den Händen bedeckt, wollte sie fortstürzen.

Der Fürst hielt sie.

„Nicht so", sagte er. „Sie haben mein Interesse für Sie erweckt."

„Ich verdiene es nicht, Hoheit!"

„Sie sind keine Verbrecherin."

„Nein, aber die Gattin eines — eines Mannes — eines Verführten." —

„Der ein Verbrecher ist?"

„O, er ist der edelste Mann von der Welt und Verbrecher! O, Hoheit, lassen Sie eine unglückliche Frau, die gerade Ihrem Antlitze sich nie hätte zeigen sollen."

Sie rang die Hände, sie war in ihrer Angst, in ihrem Unglück doppelt schön.

„Madame", sagte der Fürst, „eine unglückliche Frau darf nicht so von mir scheiden. Sagen Sie mir, wer Sie sind; seien Sie im Voraus meiner Huld versichert, auf alle Fälle."

Sie ergriff die Hand des Fürsten, sie küßte sie.

„Erlassen Eure Hoheit es mir!“ schluchzte sie. „Sie würden mich von sich stoßen.“

„Nie, sagte ich Ihnen“, sprach der Fürst etwas ungeduldig.

Man darf nichts weniger, als die Geduld hoher Herren ermüden. Auch die kluge und gewandte Auguste Fiebing schien das zu wissen.

„Mein Mann“, sagte sie, „ist ein verfolgter Hochverräther; von Langenberg ist sein Name.“

Sie sprach die Worte fest, mit ruhiger Stimme.

Sie wollte gehen, still, ohne den Fürsten nur noch anzublicken.

Der hohe Herr hatte einen Augenblick die Farbe gewechselt; dann sprach er rasch:

„Theilen Sie die Gesinnungen Ihres Gatten?“

Sie wandte sich wieder zu ihm.

„Hoheit, ich nannte meinen Mann einen Verführten, mich eine Unglückliche.“

„Unglücklich durch ihres Mannes Gesinnungen?“

„Nur dadurch.“

„Bleiben Sie, gnädige Frau. Ich versprach Ihnen meinen Schutz. Mein Wort ist mir heilig.“

Sie blieb.

„Wen erwarten Sie hier?“ fragte er sie.

„Meinen Mann.“

„Er ist hier?“

„Wir sind hier, im Försterhause, seit zwei Tagen.“

Der Fürst warf doch wieder einen zweifelhaften Blick auf sie.

„So unmittelbar in meiner Nähe?“ fragte er.

„Wir wurden verfolgt. Da dachten wir, daß man uns hier am wenigsten suchen werde. Hoheit waren ja auch noch nicht hier.“

Der Fürst schien mit sich zu Rathe zu gehen.

„Gnädige Frau“, sagte er dann, „was auch geschehen möge, Sie stehen unter meinem Schutze. Vertrauen Sie mir. Ich sehe Sie wieder.“

Er drückte ihre Hand; es war ein zärtlicher Druck.

Er verließ sie rasch.

Am Ende des Rondels sah er sich noch einmal nach ihr um; sein Blick war huldvoll.

Sie verneigte sich bis zur Erde.

Er verschwand.

Ihre Augen leuchteten triumphirend.

Geliebte des Monarchen! Wie hätte ich mir das träumen lassen! Vielleicht Herrin dieser prachtvollen Besitzung! Er liebt die Gräfin schon längst nicht mehr. Er sieht sie nur noch aus alter Gewohnheit, und um der Kinder willen, wie es heißt. Die Geliebte des Fürsten! Aber dieser verdammte lange Lieutenant! Er kennt mich! Pah, er braucht mich ja nicht gleich zu sehen. Und nachher, wenn ich einmal in Gunst bin, muß er mit mir ein

Bündniß schließen. Und am Ende, nur Eine Stunde! Nur Eine Stunde Gräfin, träumte ich einmal. Nur Eine Stunde Königin, seufzt die Prinzessin. Nur Eine Stunde die Geliebte des Monarchen! damit bin ich zufrieden. Man kann mich dann nicht mehr verstoßen! Der Monarch darf keine Zuchthäuslerin geliebt haben. Man muß mich abkaufen, um so theurer, je länger ich im Zuchthause saß! — Was auch geschehen möge, sagte er?

Sie mußte doch darüber grübeln.

Pah! Ich sollte ihm vertrauen. Ich werde es. Und der gute Baron Dressel? Der wird sich verwundern!

Da stand der gute Baron Dressel vor ihr.

Er war unruhig, er suchte es zu verbergen.

„Ah, hier, Ludovika?"

„Hatten Sie mich hier nicht erwartet, mein Freund?"

Er schien doch etwas Besonderes an ihr wahrzunehmen. Er antwortete zerstreut:

„Sie sehen, ich suchte Sie hier wenigstens."

„Aber spät", erwiderte sie. „Und Sie mußten mich doch hier wissen, gerade hier!"

Sie sagte es zärtlich.

Fiel ihm das wieder auf?

„Waren Sie allein hier, Ludovika?"

„Wer sollte bei mir gewesen sein?"

„Waren Sie wirklich allein?"

„Herr von Dressel, Sie wollen mich verletzen."

Sie spielte so natürlich die Gekränkte.

Die rasch entstandene Eifersucht des leichtsinnigen Barons war schon verflogen.

„Verzeihen Sie mir, Ludovika. Der Fürst ist seit gestern drüben im Schlosse. Ich sah ihn hier im Walde. Er nahm seinen Weg in der Richtung dieses Tannenrondels. Ich wollte denselben Weg einschlagen. Ein Gendarm stand plötzlich vor mir; ich mußte umkehren."

Die schöne Dame lachte fast fröhlich.

„Und da wurden Sie eifersüchtig? Das ist reizend!"

Aber schnell war sie wieder ernst:

„Verzeihen Sie auch mir. Sie waren für meine Ehre, für meinen Ruf besorgt. Mein Lachen war ein böser Dank. Und — mein edler Freund, gewähren Sie mir jetzt eine Bitte."

Sie nahm seinen Arm.

Er sah sie an mit einem Blicke, der ihre Bitte erforschte, diese schon im Voraus gewährte.

„Reisen wir von hier ab!" bat sie. „Morgen!"

„Wie glücklich machen Sie mich, Ludovika!" rief der überglückliche Herr von Dressel.

„Sie willigen ein, mein Freund?"

„Kommen Sie nicht allen meinen Wünschen mit Ihrem Vorschlage zuvor? Wie schön es hier ist, wie reizend der Aufenthalt für uns hier war, seit der Ankunft des

Fürsten, seitdem man hinter jedem Baume einen Gendarmen befürchten muß —“

„Sie haben Recht“, fiel die Dame lächelnd ein. „Etwas Demagogenblut fließt eben auch in meinen Adern.“

Sie waren nach dem Försterhause zurückgekehrt, hatten es erreicht.

Es war Nachmittagszeit.

Sie hatten nach Tische, wie auch am gestrigen Tage, den Spaziergang in den Wald gemacht. Die Försterin hatte ihnen am gestrigen Tage bei ihrer Rückkehr einen kleinen Imbiß in einer Rebenlaube hinter dem Hause aufgetragen, frische Milch, Erdbeeren, Aehnliches. So auch heute.

Sie begaben sich in die Laube.

Vor dem Hause hielt die ausgespannte Equipage der Frau von Limberg. Die beiden Damen, die in ihr angelangt waren, sah man nicht.

Dem Herrn von Dressel und seiner Begleiterin war auch der Wagen unbekannt.

Indeß, Fremde da! Es war ihnen Beiden wohl nicht angenehm.

Aber sie setzten sich in die Laube.

Die Försterin brachte ihnen den Imbiß, entfernte sich wieder.

Auguste Fiebing machte die Wirthin. Sie verstand auch das mit Grazie.

August von Dressel war entzückt.

„Wie schön sind Sie! Könnte ich immer so in Ihrer Nähe, in Ihrer Gesellschaft sein!"

Sie seufzte.

„Mein armer Mann! Wo mag er jetzt weilen!"

„Wie beneide ich ihn!" rief der Herr von Dressel.

„Den Unglücklichen? Den Verfolgten?"

„Sie lieben ihn! Sie —"

Ein Geräusch entstand neben der Laube.

Dem Herrn von Dressel erstarb das Wort, das er aussprechen wollte, auf den Lippen.

Seine Begleiterin wurde kreideweiß.

Zwei Damen kamen an dem Eingange der Laube zum Vorschein, Caroline von Limberg, Antonie von Fahrenholz.

Beide kannten den Herrn von Dressel, der hier als Herr von Langenberg galt.

Caroline von Limberg kannte Auguste Fiebing. Konnte die Schwindlerin auch hier noch der edlen Frau gegenüber die Rolle der Frechheit durchführen, die sie am Hallensee mit Erfolg gespielt hatte?

Die beiden Damen, als sie das Paar in der Laube sahen, wollten rasch vorübergehen.

Andere Personen traten auf, plötzlich, von den verschiedensten Seiten: der Lieutenant Braun mit seinen sechs Gendarmen.

Der lange Offizier hatte sie Alle gut instruirt.

„Ah", sagte er in seiner frechen, höhnischen Weise, „da haben wir ja die ganze Gesellschaft beisammen."

Ein Wink an drei der Gendarmen führte diese in die Laube.

Zu den drei anderen Gendarmen sagte er:

„Ersuchen Sie diese beiden Damen, Ihnen zu folgen! Ich sorge unterdeß für den Transport."

Er kehrte zurück.

„Madamchens, Sie haben's gehört!" wandte sich einer der drei zuletzt genannten Gendarmen an die beiden Damen.

Antonie von Fahrenholz war leichenblaß geworden.

Der lange Lieutenant war ja auch an jenem Abend, da ihr Gatte spurlos verschwunden war, in der Provinzstadt gesehen, und wo man ihn sah, er brachte Unheil dahin.

Caroline Limberg behielt ihre volle Ruhe.

„Kommen Sie, meine Freundin. Läge hier auch kein Mißverständniß vor, wir wissen uns ohne Schuld!"

Sie nahm den Arm der Freundin. Beide folgten den drei Gendarmen.

Die drei anderen Gendarmen? Sie waren in die Laube getreten.

„Sie sind arretirt!“ sagte ihr Führer, ein stämmiger Wachtmeister, zu dem Paare.

Der Herr von Dressel war aus den Wolken gefallen; seine Gefährtin schien einen noch schwereren Fall gethan zu haben.

„Allmächtiger Gott!“ schrie sie auf.

Dann warf sie sich dem Herrn von Dressel in die Arme, als wolle sie von ihm beschützt sein, ihn beschützen.

„Hier waltet ein Irrthum vor!“ sagte der Herr von Dressel.

„Schwerlich!“ meinte der Wachtmeister.

Wachtmeister der Gendarmerie sind die eigentlichen Unfehlbaren auf Erden.

„Wen sollen Sie denn verhaften?“ rief August von Dressel.

„Nun, den Herrn von Langenberg und seine Frau!“

„Aber —“, fuhr der Herr von Dressel auf.

„Bin ich denn der Herr von Langenberg?“ wollte er sagen.

Da umhalste die schöne Frau ihn, als wenn sie nimmer und nimmer von ihm lassen wolle.

„Mein Mann, mein armer Mann!“

Konnte August Dressel sagen, daß er nicht ihr Mann,

nicht der Herr von Langenberg sei? Konnte er sich feige, als ein Verräther zeigen?

Aber andererseits als Demagoge, als Hochverräther verhaftet, in Ketten und Banden transportirt zu werden! „Für den Transport werde er unterdeß sorgen“, hatte der Lieutenant Braun laut genug gesagt.

Da fiel ihm etwas Anderes ein:

„Aber der Braun kennt mich ja; er weiß, daß ich der Baron Dressel bin. Er sah mich nur nicht recht durch die Zweige der Laube. Wenn er mich sieht —.“

„Alle Wetter“, durchfuhr es ihn darauf wieder, „wenn er mich sieht, ist dann nicht der Teufel erst recht los? Der Baron von Dressel in einem galanten Abenteuer mit der Frau des Hochverräthers Langenberg ertappt; als ihr Mann gar; so vertraut hatte er mit ihr gelebt! Großer Gott, welch ein Scandal wird das werden! Was wird meine fromme Frau, meine fromme Schwiegermutter, die ganze Familienfrömmigkeit —! Nein, nein, da hört die Liebe mit allen ihren Abenteuern auf. Ich sage den Gendarmen die Wahrheit —. Aber dann? Wird mein Abenteuer nicht dennoch bekannt? Und wird man mich nicht gar auslachen, verhöhnen? Werde ich meiner Frau wieder vor die Augen treten dürfen? Auf alle Fälle verloren! Verdammter Leichtsinn!“

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

„Verzage nicht, mein edler Gatte!“ tröstete ihn die schöne Frau.

„Hole sie der Teufel!“ fluchte er innerlich.

Sie preßte ihre Lippen auf die seinigen.

„Was sind doch Küsse und Küsse! Im Tannenrondel auf der schwellenden Moosbank hätte er sein halbes Leben für einen dieser Küsse hingegeben. Hier, in Gegenwart bärbeißiger Gendarmen, fluchte es nur wieder in ihm:

„Säße sie, wo der Pfeffer wächst!“

„Machen Sie ein Ende!“ sagte der Wachtmeister. „Nehmen Sie Abschied von einander!“

„Wir werden getrennt?“ rief die Dame.

„Ja! Also!“

„O, mein Gott!“

Auguste Fiebing war, wie einer Ohnmacht nahe, auf die Bank zurückgesunken.

So brauchte sie weiter keinen Abschied zu nehmen.

„Es ist hart!“ sagte August von Dressel mit zweideutiger Ergebung in sein Schicksal.

Der eine der Gendarmen führte ihn ab.

Als er fort war, erwachte Auguste Fiebing aus ihrer Ohnmacht, mit einem schweren, ihre Brust erleichternden Seufzer.

„Er ist fort!“

„Folgen Sie mir jetzt auch!" sagte der Wachtmeister der Gendarmen zu ihr.

Er sagte es nicht sehr höflich.

Auguste Fiebing hatte wohl andere Worte, einen anderen Ton erwartet.

„Aber der Mensch soll nichts wissen!" tröstete sie sich.

„Wohin führen Sie mich?" fragte sie keck den Wachtmeister.

„Sie werden es sehen!"

„Du sollst mir doch für deine Grobheit büßen", dachte die schöne künftige Geliebte des Fürsten.

Der Wachtmeister führte sie in das Zimmer, in dem sie logirte, verschloß die Thür, setzte sich draußen im Gange vor die Thür.

Ebenfalls in sein Zimmer war August von Dressel gebracht, sein Gendarm hielt gleichfalls draußen im Gange Wache.

Der gute leichtsinnige Baron ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und nieder. Er dachte über sein Schicksal nach.

„Wie ist denn nur das Alles so gekommen?"

Auf einmal wurde es ihm hell.

„Caroline Lohrmann! Die Brandstifterin, die sechs Jahre im Zuchthause gesessen hat. Die neidische ehemalige Freundin der Frau von Langenberg, die mich von ihr trennen wollte! Sie hat die Rache genommen für den

Hallensee! Die boshafte, häßliche, alte Person! — Aber sie ist selbst verhaftet! Wer weiß, warum? Sie ist mit in die Grube gefallen, die sie mir gegraben hat."

„Die boshafte, häßliche Person!" wiederholte er voll Zorn.

Der Lieutenant Braun trat zu ihm ein.

„Herr von Langenberg —."

„Zum Teufel —!" rief August Dressel.

Der Lieutenant Braun kannte ihn, wußte so gut wie er selbst, daß er nicht der Herr von Langenberg, daß er der Baron Dressel sei.

„Was beliebt?" fragte der lange Lieutenant.

„Das wollte ich von Ihnen erfahren."

„Hm, Herr von Langenberg, ich habe einzig und allein die Frage an Sie, was Sie hierher in dieses Försterhaus geführt hat!"

„Hm, Herr Lieutenant Braun, darf ich, ehe ich Ihnen antworte, Sie fragen, woher Sie wissen, daß ich der Herr von Langenberg bin?"

„Nannten Sie sich nicht selbst so, mein Herr?"

„Richtig!" sagte August Dressel.

Und der Leichtsinn, oder was sonst — schien auf einmal seinen guten Humor ihm zurückgegeben zu haben.

„Was mich hierher geführt hat, mein Herr? Eine häßliche, alte Person —."

„Alle Teufel!" lachte der Lieutenant. „Seit wann

hat der Herr — haben Sie Abenteuer mit häßlichen alten Frauen? Aber Sie haben mir auf meine Frage geantwortet, mehr wollte ich nicht. Leben Sie wohl, Herr von Langenberg!"

„Werde ich Sie wiedersehen?" fragte August Dressel.

„Vielleicht!"

Der Offizier begab sich in das Zimmer der gefangenen Dame.

„Auguste Fiebing! Teufel! Hier sehe ich dich wieder!"

Sein plötzlicher Anblick, seine freche, höhnische Ansprache gaben ihr doch einen Stich in das Herz.

Ueber ihre Verhaftung hatte sie sich keine große Sorge gemacht. Sie hatte sie gar von der romantischen Seite her aufgefaßt und damit zugleich in einer Weise, in der sie ziemlich das Richtige traf.

Der Fürst wird mir einen Vertrauten mit einem Wagen schicken und mich heimlich auf eines seiner Lustschlösser bringen lassen. Meinen Gemahl, den guten Herrn von Dressel, konnte er nicht wohl allein verhaften lassen. Es hätte auffallen müssen. Beide verhaftet, werden wir Beide von hier forttransportirt und natürlich gesondert voneinander, wie es bei Gefangenen sein muß, und er nach seiner Festung und ich —"

Da trat der lange Lieutenant der Gendarmerie bei ihr ein, der unheimlichste Mensch im Lande. Zwar der

intimste Vertraute des Monarchen, aber sein Henkersknecht im Volke genannt.

Indeß, er war doch der Vertraute seines Herrn für allerlei Aufträge.

Sie kannte ihn ja auch, ihn und seine rohe, freche Weise, und wie er seine Freude daran hatte, die Leute zu erschrecken und zu ängstigen.

„Bei mir hätte er es freilich nicht sollen!“

Aber sie erholte sich von ihrem Schreck.

Sie erhob sich ruhig, mit einigem Stolze sogar.

„Was wollen Sie von mir, Herr Lieutenant Braun?“

„Ei, Teufel, ich habe dich ja verhaften lassen.“

„Und auf wessen Befehl kommen Sie zu mir?“

„Ei, warum fragst du nicht, mit wessen Erlaubniß der Offizier zu seiner Gefangenen kommen darf, die er durch seine Leute hat arretiren lassen?“

„Herr Lieutenant, ich bin Ihre Gefangene nicht.“

Sie betonte das Wort Ihre.

„Und wessen Gefangene wärest du denn?“

„Das wissen Sie so gut wie ich.“

„Also die meinige.“

„Herr Lieutenant“, lachte Auguste Fiebing listig, triumphirend, „wenn ich Ihre gewöhnliche Gefangene wäre, hätten Sie nicht so viele Umstände mit mir gemacht, auf meine Fragen mir keine Antwort gegeben.“

Der lange Lieutenant biß sich auf die Lippen.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ fragte sie.

Und er antwortete ihr wieder:

„Dich fragen, wo du seit deiner Entweichung aus dem Zuchthause gesteckt hast.“

„Herr Lieutenant“, sagte sie ernst, „spielen wir keine Comödie länger miteinander.“

„Ich spielte mit dir Comödie?“

„Ja, mein Herr, ebenso wie ich es that. Ich will offen sein, da werden Sie es sein müssen. Ich sprach den Fürsten.“

„So?“

„Im Walde! Allein!“

„Ei, ei! Und was sagte Seine Hoheit zu der Betrügerin, die aus dem Zuchthause entsprungen ist?“

„Hm, Herr Lieutenant Braun! Ich will Ihnen sagen, was Sie bei mir sollen, Sie werden dann wissen, was der Fürst mit mir sprach. Der Fürst selbst hat Sie zu mir geschickt. Ist es so?“

„Hm, nehmen Sie es immer an.“

„Es ist folglich so. Und der Fürst hat Ihnen den Befehl gegeben, mich und meinen Begleiter — Sie kennen ihn doch?“

„Ja.“

„Daß er der Herr von Dressel ist?“

„Gewiß.“

„Nun wohl, der Fürst hält ihn für den Herrn von

Langenberg und mich für die Frau — von Langenberg —"

„Durch dich?"

„Freilich, durch mich. Und der Fürst hat darauf den frechen Hochverräther durch Sie verhaften lassen und will für mich, die unschuldige und unglückliche Frau, sorgen."

„Das also war wirklich passirt! So etwas war zu vermuthen!"

Der lange Lieutenant sagte es sehr leise zu sich.

„Nun? Und weiter?" fragte er seine Gefangene.

„Und jetzt sollen Sie vorläufig die Sorge für mich übernehmen. Wohin werden Sie mich führen?"

Der Lieutenant Braun hatte doch nicht sogleich eine Antwort. Er ging sehr ernst und angelegentlich mit sich zu Rath.

„Teufel, ich gelte zwar viel bei ihm. Aber die Person ist hübsch, schön! Und wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat —. Sie könnte mich aus dem Sattel werfen. Er kann mich freilich nicht entbehren; er hat einen Aberglauben, unter meinem Schutze sei er gefeit. Aber der Teufel kann sein Spiel haben, zumal wenn in dem Spiele ein hübsches Weib ist."

„Sie überlegen lange", sagte Auguste Fiebing.

Sie war ihrer Sache gewisser geworden.

„Du hast hohe Pläne", erwiderte er ihr.

„Ich nicht", lachte sie. „Andere, freilich mit mir."

„Du könntest dich irren. Und du irrst dich. Du träumst unmögliche Dinge. Wer dem Zuchthause angehört —“

„Die Gnade des Fürsten tilgt jeden Flecken aus.“

„Du entsprangst! Wie lange hattest du noch zu sitzen?“

„Sie wissen es so gut, wie ich.“

„Drei Jahre noch, denke ich.“

„Es wird wohl so viel sein.“

„Hm, Auguste Fiebing, wenn ich nun zu dem Fürsten gehe und ihm das sage?“

„Sie spielten ein gefährliches Spiel, Herr Lieutenant.“

Er hatte sich das selbst gesagt.

Sie fuhr fort:

„Sie vermeiden es, wenn Sie ein Bündniß mit mir eingehen.“

Der Lieutenant hatte einen Entschluß gefaßt.

„Ich bin über eine Stunde wieder hier.“

„Sie müssen also vorher dem Fürsten Rapport abstatten?“

Ein Satansweib! sagte sich der lange Lieutenant.

Er verließ das Satansweib, ohne ihr zu antworten.

2.

Die Gräfin Berg befand sich mit ihren beiden Kindern in ihrem gewöhnlichen Wohngemach.

Sie war eine schöne Frau. Das feine, liebliche Gesicht war von den schönsten goldblonden Locken umflossen, die man sehen konnte. Früher war dieses Gesicht von Glück und Fröhlichkeit, manchmal auch von frischem jugendlichem Uebermuth bedeckt gewesen; wie lange war das schon verschwunden! Stiller Ernst wohnte jetzt darin; ein Zug wehmüthiger Trauer durchzog es oft, statt der früheren Fröhlichkeit. Schön war die Gräfin noch immer, schöner wohl, als sie früher gewesen war!

Ich hatte sie in jener früheren Zeit ihrer Jugendfrische gesehen, freilich an der Seite des Fürsten, dem das schöne, liebliche Bürgerkind niemals hätte angehören sollen. Da hatte ich sie mit einem Vorurtheile angeblickt, das auch wohl ihre Schönheit nicht recht wollte gelten lassen. Als ich sie später in ihrer stillen, ernsten Trauer wiedersah, mußte ich sie um so schöner finden.

Sie war nicht glücklich in dem reizenden Schloß, in

der reichen Besitzung, deren Herrin sie war, in all dem Glanze, mit welchem der Fürst sie umgeben hatte. Das Alles drückte sie nur. Sie war Gefangene hier; sie war Sclavin fremder Laune, Rohheit gar; sie hatte selbst in diese Sclaverei sich verkauft.

Ein Glück blühete ihr: ihre beiden Kinder, ein Mädchen von neun Jahren, fein und anmuthig, wie sie, ein Knabe von fünf Jahren, mit ihren goldblonden Locken. Aber dieses Glück war ihre Angst, ihr Schmerz; mit zehn Jahren sollte die Tochter ihr genommen werden, um eine Erziehung für das Hofleben zu erhalten, die sie bei der Mutter auf Schloß Berg nicht finden konnte; der Knabe sollte mit acht Jahren in ein Cadettenhaus, die Mutter sah dann beide Kinder nicht wieder. So war es der Wille des Fürsten. Die Mutter, wenn er ihr auch den Titel einer Gräfin ertheilt hatte, war immer das niedriggeborene Bürgerkind, das nie an den Hof kommen durfte. Eine andere Geliebte des Fürsten hatte dort schon lange das Regiment und führte ein strenges Regiment. Die Gräfin Berg war dem Monarchen nur noch die Mutter seiner Kinder, die er liebte. Die Kinder sollten daher auch nicht immer in der Verborgenheit bleiben.

Die Gräfin saß an einem Stickrahmen, blickte durch das Fenster zu dem blauen Himmel auf, an dem die späte Nachmittagssonne tiefer und tiefer sank. Sie war unruhig.

Ihr Töchterchen übte sich im Schreiben.

Der Knabe spielte mit seinen Bleisoldaten.

„Der Papa hat sie mir geschenkt", war er am Morgen jubelnd damit der Mutter entgegen gesprungen.

Dem Töchterchen hatte er andere schöne Sachen mitgebracht.

Die Kinder durften, mußten den Fürsten Papa nennen.

Er liebte sie; ihre Schönheit war sein Stolz.

Die Betrachtungen, mit denen die Gräfin zu dem Abendhimmel hinaufblickte, wurden gestört.

Ein Diener in reicher Livree trat ein und meldete: „Herr Lieutenant Braun!"

Die Gräfin warf einen Blick auf die Kinder.

„In mein Cabinet!" sagte sie dann zu dem Diener. „Und bitten Sie die Frau von Stein zu den Kindern."

Die Frau von Stein war eine Majorswittwe und Gouvernante der Kinder.

Ein Fräulein von so und so, Tochter eines pensionirten Obersten, war Gesellschaftsdame der Gräfin.

Die Gräfin war eine Goldschmiedstochter.

Der arme Adel kann zu Allerlei gebraucht werden.

Die Gräfin begab sich in ihr Cabinet. Es lag neben ihrem Wohngemache.

Der Lieutenant Braun erwartete sie dort.

Er verbeugte sich vor ihr nicht militärisch, desto tiefer und ehrfurchtsvoller.

Er schien hier ein anderer Mensch zu sein. Von seinem frivolen Wesen, das er selbst in Gegenwart des Fürsten nicht unterdrückte, sah man keine Spur. Er war ernst, es war der Ernst einer besseren Natur.

„Sie haben mich zu sich befehlen lassen, gnädigste Gräfin!" sagte er.

Er erwartete ihre Befehle.

Sie war doch verlegen. Sie hatte ihn zu sich rufen lassen. Sie mußte etwas Wichtiges mit ihm zu sprechen haben; sie konnte die Worte nicht finden, mit denen sie beginnen sollte.

„Ich sah den Fürstin vorhin", begann sie endlich. „Ich fand ihn unruhig."

Der Lieutenant Braun horchte auf.

„Und", fuhr die Gräfin fort, „ich höre, daß in dem Försterhause seit einigen Tagen sich, wenn nicht verdächtige, doch geheimnißvolle Personen aufhalten."

„Alle Wetter", sagte sich der lange Lieutenant, „da käme ich ja aus aller Verlegenheit."

Sein Gesicht war auf einmal mehr als geheimnißvoll. Er hatte einen raschen Entschluß gefaßt.

„In der That!" sagte er.

„Sie wissen davon?"

„Ich weiß Alles, gnädigste Frau, und hätte mich nicht die Besorgniß abgehalten, sie zu ängstigen —"

„Dem Fürsten drohet eine Gefahr?"

Der lange Lieutenant schüttelte den Kopf.

„Und doch!" sagte er dann. „Aber nicht seiner Person, sondern nur seiner Ehre."

„Nur?" sagte die Gräfin.

„Freilich, gnädige Gräfin!"

„Theilen Sie mir mit, was es ist."

Der lange Lieutenant erzählte, wie sich seit einigen Tagen im Försterhause eine fremde Abenteurerin mit einem jungen Mann heimlich aufhalte, eine bildschöne Person; wie diese sich dem Fürsten zu zeigen, ihn sofort zu fesseln gewußt, wie der Fürst sie auf eins seiner Schlösser bringen lassen wolle.

„Eine Abenteurerin?" fragte die Gräfin nur.

Sie hatte so Manches erfahren und ertragen müssen, daß das Andere sie nicht mehr angreifen konnte.

„Mehr!" sagte der Offizier. „Eine berüchtigte Schwindlerin, die vor einigen Monaten aus dem Zuchthause entsprungen ist und von Polizei und Gendarmen seitdem vergeblich verfolgt wurde."

„Oh!" sagte schmerzvoll die Gräfin. „Das ist zu viel!"

Sie war dem Fürsten auch jetzt noch zugethan. Er war der Vater ihrer Kinder, sein Herz hing an diesen

stets mit Zärtlichkeit. Er hatte einst sie geliebt; er hatte sie angebetet; sie war eine Zeit lang sein Alles gewesen. Sie war ihm dafür, auch als sie längst ihn nicht mehr wieder lieben konnte — zur Liebe gehört Achtung, vor Allem Achtung — sie war ihm dennoch immer dankbar geblieben und sie bewahrte ihm die innige und edle Zuneigung der Dankbarkeit.

„Und der Fürst weiß das, was Sie mir mittheilen?" fragte sie.

„Der Fürst kennt sie nicht. Er hält sie für eine vielleicht kokette, aber sonst anständige Dame."

„Er muß erfahren, wer sie ist."

„Die Wahrheit, gnädigste Frau?"

„Könnten Sie zweifelhaft sein?"

„Es ist schwer, gnädige Frau, dem Fürsten die Wahrheit zu sagen. In der Regel verliert man dadurch, anstatt zu gewinnen."

Auch die Gräfin hatte einen raschen Entschluß gefaßt.

„Hier handelt es sich um die Ehre des Fürsten. Ich spreche selbst mit ihm."

„Das wolle Gott verhüten, gnädigste Frau!" rief der Lieutenant. „Ich kenne den Fürsten besser als Sie, wenigstens seit den letzten fünf Jahren. Er ist ein Anderer geworden. Er würde bei Ihnen, lassen Sie mich offen sprechen, Eifersucht voraussetzen. Sie würden seinen

Trotz herausfordern. Ich wünschte nur, Ihre Ansicht zu erfahren, um über meine Pflicht im Klaren zu sein! Ich bin das jetzt. Ich werde meine Pflicht erfüllen."

Die Gräfin hatte keinen Widerspruch.

Sie sah den langen Lieutenant auch nicht verwundert an; sie reichte ihm mit einer gewissen Rührung die Hand.

„Braun, warum müssen zwei so durchaus verschiedene Naturen in Ihnen sein!"

„Warum, warum?" sagte der lange Lieutenant. „Ah, es ließe sich viel darüber sagen. Jedes Ding in der Welt hat seine Geschichte. Auch meine beiden Naturen haben die ihrige, und wenn ich sie mit Einem Worte wiedergeben soll: es ist die des Thieres, das man das treueste nennt, des Hundes, des hündischen Gehorsams."

Ein schwerer Seufzer entfuhr seiner Brust, ein wilder Blick seinen Augen.

Er schied stumm von der Gräfin.

Unten am Portale des Schlosses wartete ein fürstlicher Diener auf ihn.

Seine Hoheit erwarte ihn dringend.

Er begab sich in das Cabinet des Fürsten.

Der Monarch war ungeduldig.

„Du ließest lange auf dich warten."

„Ich vollzog die Befehle Eurer Hoheit."

„Berichte."

„Jetzt gilt es!" sagte sich der lange Lieutenant.

Er kannte den Monarchen, wie nur je ein Kammerdiener seinen Herrn kennen kann. Aber er war immer der Diener, und sein Herr war sein Fürst, und er war ein armer bürgerlicher Offizier, der früher gemeiner Gendarm gewesen, durch seine ungewöhnliche Größe und Körperkraft dem Fürsten, der sich eines besonderen Schutzes seiner Person bedürftig fühlte, aufgefallen, zum Leibgendarmen des Fürsten erkoren war, dessen Treue dann der Fürst erprobt, dessen Anstelligkeit seinen Beifall gefunden, und an dessen geradem derben Wesen er Gefallen gefunden, den er darauf zum Offizier ernannt hatte und der nun immer um seine Person sein, des Nachts auf der Schwelle seiner Thüre schlafen und nur für geheime und delikate Aufträge, die oft undelikater Natur genug waren, die Nähe seines Herrn verlassen durfte.

Und doch gab es manchmal eigenthümliche Scenen zwischen dem Herrn und dem Diener.

„In dem Försterhause waren vier Fremde", berichtete er. „Zuerst die Frau von Limberg."

„Ah, die Frau des hochmüthigen renitenten Landraths?"

„Die Frau des Landraths!"

„Den Burschen muß man auch einmal fassen. Er war mir immer zuwider. Wenn der Adel sich seinem

Landesherrn widersetzt —! Wozu ist er denn da? — Aber fahre fort."

„Sodann", fuhr der Offizier fort, „die Frau des Assessors von Fahrenholz —."

Der Fürst fuhr nochmals auf:

„Was! Auch die? Umgibt mich denn hier eine ganze Bande von Verschwörern?"

„Weiber, Hoheit!" sagte verächtlich der lange Lieutenant.

„Sie sind die schlimmsten", rief der Monarch, „wenn sie ihre Männer vertheidigen und gar hübsch sind."

„Die Frau von Limberg", lachte der Lieutenant, „ist häßlich genug."

„Dann haben sie andere Künste", sagte der Fürst. „Aber weiter!"

„Weiter die schöne Frau von Langenberg —"

„Und ihr Mann?" rief der Fürst.

„Hm, ihr Mann —?"

„Er war nicht mehr da?"

„Doch —"

„Aber er ist dir entgangen?"

„Auch das nicht."

„Du hast ihn also verhaftet?"

„Mit seiner Frau. Auch die beiden anderen."

„Gut, gut! Wo sind die Gefangenen?"

„Im Försterhause — unter sicherer Bewachung.“

„Wohl“, sagte der Fürst. „Vernimm jetzt meine Befehle. Der Langenberg wird sofort an das Criminalgericht der Residenz abgeliefert. Du sorgst für sicheren Transport.“

„Zu Befehl, Hoheit.“

„Die Frau von Langenberg —. Ein verschlossener Wagen wird dir auf dem Fuße zum Försterhause folgen. Du setzest dich mit ihr ein und bringst sie nach Falkenhausen.“

„Zu Befehl, Hoheit.“

Falkenhausen war ein einsam und tief im Gebirge gelegenes fürstliches Jagdschloß.

„Du bleibst dort mit ihr, bis ich komme“, fuhr der Fürst fort.

„Zu Befehl, Hoheit.“

Der Fürst schien mit seinen Befehlen fertig zu sein.

Der Lieutenant blieb stehen, als erwarte er noch mehrere.

„Worauf wartest du?“ fragte der Fürst.

„Die beiden anderen Damen, Hoheit?“

„Laß sie laufen.“

„Zu Befehl, Hoheit.“

Aber der lange Lieutenant stand noch immer.

„Worauf wartest du noch?“ sagte der Fürst. Er war ungeduldig.

„Teufel, ich muß es doch wagen!“ sagte sich der lange Lieutenant.

„Also“, fragte er laut, „der Herr von Langenberg zum Criminalgericht?“

„Nun ja.“

„Und seine Frau nach Falkenhausen?“

„Sagte ich es dir nicht deutlich genug?“

„Aber, gnädigster Herr, ich habe noch eine unterthänigste Meldung zu machen.“

„Was wäre es? Mach' es kurz!“

„Der, den ich als Herrn von Langenberg verhaftet habe, ist nicht der Herr von Langenberg.“

„Sondern?“

„Der Baron Dressel, aus der Residenz.“

„Was? Dressel?“

„Wie ich die Gnade hatte zu melden.“

„Und die Dame in seiner Gesellschaft? Seine Frau ist es nicht. Ich kenne ja die Frau von Dressel.“

„Nein, seine Frau ist sie nicht.“

„Aber die Frau von Langenberg? Wie kommt sie nur zu dem Herrn von Dressel?“

„Sie ist auch nicht die Frau von Langenberg!“

„Und wer ist sie denn? Was ist es mit ihr? Du hast noch etwas auf dem Herzen. Komme damit heraus!“

„Was es mit ihr ist, Hoheit: Sie ist eine von der Polizei verfolgte, aus dem Zuchthause entsprungene Betrügerin. Auguste Fiebing ist ihr Name.“

„Pfui, Teufel!“ fuhr der Fürst zurück.

„Teufel!“ sagte er dann ohne Pfui.

Der lange Lieutenant stand noch immer unbeweglich.

Der Fürst ging, heftig mit sich kämpfend, in dem Zimmer umher. Den Offizier sah er nicht oder wollte er nicht sehen.

Der Lieutenant räusperte sich.

Der Fürst fuhr ihn zornig an:

„Warum gehst du nicht?“

„Ich erwarte die Befehle Eurer Hoheit.“

„Du hast sie.“

„Der Herr von Dressel soll als Demagoge an das Criminalgericht der Residenz abgeliefert werden?“

„Laß ihn zum Teufel laufen!“

„Und Auguste Fiebing?“

Der Fürst antwortete nicht.

„Hoheit haben mir über sie noch keine Befehle ertheilt.“

„Nicht?“ rief der Fürst.

„Nur über die Frau von Langenberg.“

Der Fürst hatte einen Entschluß gefaßt.

„Nach Falkenhausen!“ sagte er.

„Und ich, Hoheit?“

„Du? Du bringst sie hin!"

„Mit wie viel Gendarmen, Hoheit?"

„Mensch, du wirst frech!"

„Gnädigster Herr", sagte der lange Lieutenant Braun, „ich habe als gemeiner Gendarm mit einer aus dem Zuchthause entsprungenen gemeinen Verbrecherin noch nie in einem Wagen zusammen gesessen; sie mußte, geschlossen, zu Fuße neben meinem Pferde gehen."

„Geh' mit ihr zum Teufel!"

„Zu Befehl, Hoheit, und da sie eine so besonders gefährliche Person ist, soll sie zwischen zwei Pferden gehen."

Damit trat der lange Lieutenant stramm militärisch ab.

Aber sein Schritt war leichter geworden, sein Gesicht zeigte wieder die gewöhnliche Frivolität.

Mit dieser kam er zu dem Försterhause.

Zu wem zuerst? Auguste Fiebing!

Er wollte zu dem Zimmer der Schwindlerin sich wenden.

„Hm, sie fällt noch früh genug aus ihren Himmeln und — wie ist mir denn? Ich bin doch nicht krank! Es wird mir so sentimental um das Herz!"

Er ging zu der Thür, in welchem Caroline von Limberg und Antonie von Fahrenholz von den Gendarmen bewacht wurden.

Vor der Thür stand ein Gendarm.

„Sagen Sie den beiden Damen, sie seien frei.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant. Aber wenn sie fragen, warum sie arretirt seien?“

„So sagen Sie ihnen, der beschränkte Unterthanenverstand dürfe nicht Alles wissen.“

„Sehr wohl, Herr Lieutenant.“

Der Lieutenant ging weiter zu dem Herrn von Dressel. Zu diesem trat er selbst ein.

„Ich freue mich, Ihnen Ihre Freiheit ankündigen zu können, Herr von Dressel.

„Alle Wetter, Herr Lieutenant, warum wollten Sie mich früher nicht kennen?“

Plötzlich schien dem langen Lieutenant ein Einfall gekommen zu sein.

„Weil ich Ihnen vorher ein Schauspiel bereiten wollte, Herr von Dressel. Ich muß nämlich eine Bedingung an Ihre Freiheit knüpfen.“

„Sie wäre?“

„Sie würden die Güte haben, hier noch zehn bis fünfzehn Minuten zu verweilen.“

„In diesem Zimmer?“

„So meinte ich.“

Der Lieutenant ging weiter zu Auguste Fiebing.

„Ich komme von seiner Hoheit.“

Das Blut entwich ihr doch aus dem Gesichte. Um so mehr Sicherheit wollte sie zeigen.

„Der Tausend! Es ist ja, als seiest du bei meiner Unterredung mit dem Fürsten zugegen gewesen."

„Vielleicht war ich es. Aber lassen Sie hören."

„Kennst du das fürchterliche Jagdschloß Falkenhausen?"

Das Blut trat, schoß ihr wieder in das Gesicht.

„Dahin soll ich?"

„Der Fürst befahl es."

„Ah, und Sie sollen mich dahin begleiten."

„In einem verschlossenen Wagen, der mir augenblicklich folgen werde. Auch das war sein Befehl."

„Noch heute?"

„Noch heute."

„Wo ist der Herr von Dressel?"

„Noch in seinem Zimmer hier zur Seite."

„Was wird aus ihm, Herr Lieutenant?"

„Ich werde ihm wohl einen Zwangspaß zu seiner Frau geben."

„Hören Sie, Herr Lieutenant, ich möchte nicht, daß er mich noch sähe."

„Und warum nicht?"

„Er weiß, daß er nicht mehr für den Herrn von Langenberg gehalten wird!"

„Gewiß."

„Da weiß er auch, daß ich nicht die Frau von Langenberg sein kann."

„Wahrscheinlich dämmert ihm ein ähnliches Licht auf.“

„Was würde er denken, wenn er mich mit Ihnen in einer fürstlichen Equipage wegfahren sähe?“

„Teufel, du hältst auf deine Ehre!“

„Jeder Mensch hat seine Ehre, Herr Lieutenant.“

„So dachte ich auch, und so sagte ich dem Fürsten, daß du eigentlich Auguste Fiebing heißest.“

Sie erblaßte wieder.

„Und da der Fürst“, fuhr der lange Lieutenant fort, „den Namen nicht kannte, so sagte ich ihm weiter —“

„Was sagten Sie ihm?“ fuhr sie auf, einer Tigerin gleich.

„Daß du aus dem Zuchthause entsprungen seiest, in dem du noch drei Jahre zu verbüßen hättest.“

Sie kämpfte mit ihrem Athem.

„Und da“, fuhr der Lieutenant fort, „sagte der Fürst —“

Sie konnte wieder fragen. Der Offizier hatte ja schon gesagt, daß er sie zu dem einsamen Jagdschlosse des Fürsten begleiten solle.

„Was sprach der Fürst?“

„Nur zwei Worte. Sie hießen: Pfui Teufel! Und —“

Der lange Lieutenant ging zu der Thür.

„Haben Sie Handschellen bei sich?“ fragte er hinaus.

Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Diese Person wird geschlossen.“

Sehr wohl, Herr Lieutenant."

„Elender Schurke! Gemeiner Schurke!" rief Auguste Fiebing.

Zwei Gendarmen hatten sie schon gefaßt. Sie wurde geschlossen.

Sie weinte heftige, wilde Thränen.

Es waren auch bittere Thränen, denn es waren keine gemachten.

„Und nun", sagte der Offizier zu den beiden Gendarmen, „die Dame ist Auguste Fiebing. Damit wissen Sie Alles."

„Sehr wohl, Herr Lieutenant!"

„Sie transportiren sie zum nächsten Polizeibureau, erstatten Ihren vorläufigen Bericht und sagen, ich würde morgen früh weitere Anordnungen bringen. Fort!"

Zu der Verhafteten sprach er nicht mehr. Aber —

„Ah, da hätte ich beinahe etwas vergessen", sagte er sich.

Er ging zu der seitwärts gelegenen Thür des Herrn von Dressel.

„Darf ich bitten, Herr Baron?"

Der Baron trat aus der Thüre.

Gerade führten aus der Thür nebenan die beiden Gendarmen die an den Händen geschlossene Auguste Fiebing.

„Was ist denn das?" rief entsetzt der Herr von Dressel.

„Auguste Fiebing, wenn Sie von ihr gehört haben."

„Pfui, Teufel!" sagte auch August Dressel.

„Satan!" knirschte Auguste Fiebing dem Offizier zu.

„Das Satansweib", hatte er von ihr gesagt.

Die Gendarmen führten sie ab.

„Sie sind grausam, Herr Lieutenant", sagte der Herr von Dressel.

„Hm, Herr Baron, ich hatte mich vorhin von der Sentimentalität beschleichen lassen, dafür mußte ich mir eine Genugthuung geben.

3.

„Pfui, Teufel! Pfui, Teufel!“ wiederholte August von Dressel, als Auguste Fiebing an ihm vorübergeführt und der lange Lieutenant mit seinen Gendarmen ihr gefolgt war.

„Geschlossen! Handschellen! Geschlossen an den schönen Händen, die ich so oft geküßt hatte!“

„Donnerwetter, so war sie doch aus dem Zuchthause entsprungen! Das hätte eine garstige Geschichte für mich werden können! Ich bin noch gerade mit einem blauen Auge davon gekommen!“

„Alle Wetter, bin ich wirklich? Wenn der lange Lieutenant plaudert? Er kennt mich. Er kommt nach der Residenz zurück! Er hat das boshafte Herz! In drei Tagen weiß der Hof die Geschichte, die Stadt! Und wenn er auch schwiege, dem Fürsten muß er Alles erzählen, und der Fürst ist wie sein Diener, noch schlimmer womöglich. An den Graf darf ich nicht mehr kommen. In den Straßen werden sie mit Fingern auf mich zeigen.

Und meine Frau, wenn die es erfährt, und meine Schwiegermutter und der Propst Riese! Eine Zuchthäuslerin! Aus der Anstalt entsprungen! Von Polizei und Gendarmen verfolgt! Und ich ziehe mit ihr herum, behandle sie zart, küsse ihr ehrfurchtsvoll die Hände, schmachte zu ihren Füßen! Teufel, ich will nie wieder den Bescheidenen, den Zarten, den Schüchternen spielen!"

Nie wieder Liebesabenteuer aufzusuchen nahm der Herr von Dressel sich doch nicht vor.

Aber ein anderer Gedanke kam ihm noch. Er gehörte nicht zu den Menschen, die eine Schuld auf sich nehmen, auch nur vor sich selbst.

„Die verdammte, häßliche, alte Person! Caroline Lohrmann! Sie haben zusammen im Zuchthause gesessen, waren zusammen Schwindlerinnen gewesen, sind zusammen entsprungen! Die Häßliche gönnte mich der Anderen nicht, wurde Verrätherin an uns Beiden! So ist es! So kann es nur sein! Ah, wenn ich ihr einmal wieder —. Aber —; Pah, wer Pech angreift, besudelt sich."

„Fort mit Rachegedanken. Und —"

„Teufel, nach dem Limberge! Ich muß Ersatz haben für dieses verunglückte Abenteuer!"

Es war eine gewisse Methode in dem Leichtsinn des Herrn von Dressel.

Er bezahlte seine Zeche. Auch für Auguste Fiebing mußte er bezahlen, noch einmal.

„Das gehört zu dem blauen Auge!“ tröstete er sich.

Er ließ auf der nächsten Station Extrapostpferde bestellen und fuhr nach dem Limberge.

Der Sommer jenes Jahres ließ schöne, warme und sonnige Tage über Deutschland scheinen. Sie thaten dem deutschen Volke noth in der Zeit der tiefen Finsterniß, des fesselnden Druckes, in welchem die ungestümste Reaction jede Freiheit, selbst die des Gedankens, gefangen hielt.

Es war ein warmer, heller Nachmittag, als der Herr von Dressel in das weite fruchtbare Thal hineinfuhr, an dessen Ende das Schloß Limberg sich erhob. Er sah schon von weitem die weißen Mauern des Gebäudes, das noch an dem unteren Abhange des Gebirges lag, von dem das Thal überragt wurde.

Durch weite Kornäcker führte zuerst der Weg. Das Korn stand hoch und dicht, war schon gelb, die herunterhängenden Aehren zeigten den Reichthum der Körner, an dem sie zu tragen hatten. Einem Landwirthe mußte bei dem Anblick das Herz lachen. August von Dressel war kein Landwirth; er hatte seine Güter verpachtet und war, wenn er nicht sein Hotel in der Residenz bewohnte, auf Reisen gewesen. Das Glänzen und Wogen und leise Rauschen der großen Kornfelder, wenn leicht der warme Wind durch sie strich, that ihm dennoch wohl.

„Recht hübsch, hier!“ sagte er sich. „Aber —“

Ein Aber mußte bei dem Lebemann gleichwohl folgen.

„Aber etwas langweilig muß es in dieser ländlichen Einsamkeit sein.“

Das Aber verstimmte ihn aber nicht.

„Ah, um so mehr wird die junge Frau sich nach Unterhaltung sehnen, und so mit ihr allein durch diese wogenden und rauschenden Saaten streifen und dann —. Da hinten — wird der Schloßpark auch reizende heimliche Bosketete, und der Wald am Ende gar ein stilles Tannenrondel haben —.“

Er kam dem Schlosse näher. Der Weg führte durch Parkanlagen in einen Garten, an dessen Ende die Gebäude lagen. Der Park hatte Boskets, der Garten Lauben.

„Ah, ah, vortrefflich!“ sagte sich August Dressel.

Aber er mußte doch auch etwas Anderes sehen. Wohin er das Auge wandte, gewahrte er eine pünktliche Ordnung, eine peinliche Sauberkeit. Es schien ihm nicht recht zu behagen.

„Ah, Frauen, die so schrecklich ordentlich sind! Da ist kein Feuer in dem Herzen. Aber —“

Er hatte wieder ein Aber, und wieder, wie die Biene aus jeder Blume Honig zieht, um eine Hoffnung für sich daraus herzuleiten.

„Aber der Limberg hatte immer etwas Philisterhaftes und dabei doch eine gewisse Herrschaft über uns Alle. Er wird mit der Zeit ein herrschsüchtiger Pedant geworden

sein, der Tyrann seiner Frau, und die Aermste muß des freien Aufathmens bedürfen und — und ich werde sie die Freiheit lehren!"

Er erreichte das Schloß.

Es war ein nicht allzu großer Bau. Einen um so größeren Umfang hatten die Wirthschaftsgebäude. Es war nicht mehr neu, in keinem scharf hervortretenden Baustyle aufgeführt, desto einfacher, bequemer, praktischer und in einem Ebenmaße, daß trotz allem von einem guten Geschmacke des Erbauers zeigte. Schloß Limberg war ein solider deutscher Edelsitz, in dem schon Generationen sich wohl gefühlt hatten, und in dem bei allem Wechsel der Zeit und ihres Geschmackes und Bedürfnisses noch späte Geschlechter bequem und behaglich und vornehm zugleich das Stillleben des Adels auf dem Lande führen konnten.

„Hm, hm, gar nicht übel!" sagte sich der Baron Dressel. Aber —"

Und diesmal sprach sein Aber keine Hoffnung aus.

„Aber zum Kukuk, es ist doch verdammt solide und praktisch hier Alles, und wenn nun die junge gnädige Frau auch ein warmes Herz hätte, aber für ihre Milchnäpfe und gar für ihre Küche!"

Der Wagen hielt auf der Rampe des Schlosses.

Man mußte im Innern des Gebäudes seine Ankunft gehört haben.

Ein Bedienter öffnete die Thür, trat an den Wagen. Der Baron Dressel gab ihm seine Karte.

„Melden Sie mich der Herrschaft!"

„Der gnädigen Frau!" sagte der gewandte Spitzbube nicht, obwohl er sehr gut wußte, daß der Herr von Limberg nicht zu Hause war.

„Die Herrschaft ist verreist", sagte der Diener.

„Auch die gnädige Frau?"

Nun mußte er doch mit dem Namen allein heraus.

„Seit vorgestern. Aber —"

Der Diener hatte diesmal das Aber für den Herrn von Dressel. Er hatte die Karte gelesen.

„Aber die gnädige Frau werden in spätestens vier bis fünf Tagen zurückkehren. Sie habe eine durchaus nothwendige Reise machen müssen und für den gnädigen Herrn ein Billet zurückgelassen. Der gnädige Herr sei schon seit mehreren Tagen von der gnädigen Frau erwartet worden, die Zimmer für ihn seien in Bereitschaft. Die gnädige Frau habe sich der Hoffnung hingegeben, daß er ihre Rückkehr im Schlosse erwarten werde und alle Anordnungen seien dafür getroffen."

August von Dressel entschloß sich zu bleiben.

Auch das Billet der Frau von Limberg, das der Diener ihm überreichte, lud ihn auf das liebenswürdigste und verbindlichste dazu ein.

„Es würde mich", schrieb sie, „sehr unglücklich ma-

chen, wenn meine Reise, die einer in tiefe Trauer versetzten Familie Trost und wo möglich Hülfe bringen soll, mich der Freude berauben würde, einen so lieben Freund meines Mannes bei mir zu begrüßen und ihm die Gastfreundschaft zu erweisen, deren Ausübung widerwärtige Umstände meinem Manne selbst für den Augenblick leider unmöglich machen. Sehen Sie sich, ich bitte Sie dringend darum, auch während meiner, hoffentlich nur kurzen Abwesenheit auf Schloß Limberg ganz als den Herrn des Hauses an."

„Ganz charmant", sagte sich der Herr von Dressel. „Etwas steif zwar; so ist auch die Handschrift. Aber die gnädige Frau wird ein junges Blut sein, die der gute Limberg sich unmittelbar aus der Pension geholt hat. Da können Styl und Handschrift nicht sogleich anders sein. Hm, hm, wir wollen das Kind bilden und auch wenn sie den Penchant für Milchkeller und Kuhstall haben sollte — Limberg muß wenigstens noch vier Wochen ausbleiben — es läßt sich schon etwas machen!"

Er richtete sich häuslich ein.

Es waren ein Paar allerliebste Zimmer, die für ihn mit allem Comfort eingerichtet waren.

Eine Bibliothek, die als Privatbibliothek für großartig gelten konnte, befand sich in der Nähe seiner Zimmer. Eine Gewehrkammer war prachtvoll assortirt. In einem Salon stand ein noch sehr wohl erhaltener solider

Flügel; ein kostbarer Pariser Flügel in einem anderen Salon schien für die junge Frau angeschafft zu sein.

Und Alles im Schlosse war kostbar, reich und doch so besonders solid. Und überall herrschte die größte Ordnung und Sauberkeit. Und nirgends war ein Gegenstand, ein Arrangement wahrzunehmen, das auf Ostentation oder Effectmacherei berechnet gewesen wäre.

„Das ist der alte, solide vornehme Adel!" sagte sich August Dressel. „Hm, und auch die junge Frau muß in demselben Sinne erzogen und von demselben Geiste beseelt sein; man würde sonst irgend eine neue Anschaffung oder Einrichtung des bloßen Luxus oder des großthuerischen Prunkes finden."

Es wollte ihm nicht behagen.

Auch ein Anderes nicht.

Er fand im Schlosse fast nur alte Diener, gleichsam als alte Hausinventarien; ein Haushofmeister war gar nicht da; ein alter Inspector stand mit seinen Söhnen der Gutsverwaltung vor, und eine alte Wirthschafterin führte als Mamsell die Aufsicht über die Haushaltung.

Eine Sorge wollte ihn drücken. Nirgends fand er ein Portrait der Frau von Limberg. Bilder von seinem Freunde Limberg waren vorhanden, er war als Knabe, als Jüngling, als junger Mann dargestellt. In einem großen, hellen Gemache hingen an den Wänden in langen Reihen die Bilder der Ahnen des Schloßherrn, manche

noch in alterthümlichen Rahmen; in alter, steifleinener Kleidung, vielfach mit steifleinenen Gesichtern, fast alle mit einer mehr oder minder hervortretenden Familienähnlichkeit. Ein neues Bild, das die Gemahlin des jungen Schloßherrn darstellen konnte, war nicht da; der Platz neben Ottokar von Limberg war leer.

„Kein Bild der Frau, der ich den Hof machen soll? Wäre sie schön, würde ihr Portrait nicht jedes Zimmer zieren? Sollte sie so häßlich sein, daß man sie nicht einmal unter die Ahnenbilder aufnehmen kann? Ah pah, es ist nicht möglich!"

„Und ich habe Recht!" rief er triumphirend.

Er sah eine bildhübsche Kammerjungfer durch den Corridor schweben.

„Sind Sie bei der gnädigen Frau, mein schönes Kind?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden!" knixte sie kokett und lächelte sie freundlich.

„Ah, eine häßliche Frau würde keine so hübsche Person um sich dulden!"

Und das brachte ihm zugleich eine weitere Genugthuung.

„Auch peinlich, pedantisch, spröde kann sie nicht sein! Wie die Herrin, so die Zofe!"

Ob ich einstweilen der den Hof mache? fragte er sich dann. Ah, es könnte doch riskant werden. Solche Per-

sonen renommiren gern und eine schöne Frau theilt nicht gern mit ihrer hübschen Kammerjungfer.

Er wiegte sich desto glücklicher in Träumen.

Und am anderen Morgen in Plänen.

Der alte Inspector ließ sich bei ihm melden, gleich nachdem er aufgestanden war.

Er hatte einen Brief von der gnädigen Frau erhalten. Ihr Aufenthalt verlängere sich; es sei ihr völlig unmöglich, schon jetzt abzureisen. Der Inspector möge sie vor allen Dingen bei dem Herrn von Dressel entschuldigen und ihm ihr tiefes Bedauern ausdrücken. Am nächsten Dienstag werde sie aber ganz bestimmt die Residenz verlassen und hoffe sie, am Donnerstag auf Schloß Limberg wieder einzutreffen.

Dem Herrn von Dressel war plötzlich ein Einfall gekommen.

„In der Residenz ist die gnädige Frau?"

„In der Residenz, im Gasthof zum Kronprinzen."

„Hm, wenn Sie der gnädigen Frau antworten, so haben Sie die Güte ihr meinen unterthänigen Respect zu vermelden und ihr zu sagen, ich ließe sie dringend bitten, um meinetwillen ihrem Aufenthalte in der Residenz keine Minute zu entziehen."

„Zu Befehl, gnädiger Herr."

„Ah, und dann schreiben Sie noch dabei, ich würde die Zeit der Entfernung der gnädigen Frau zu Excur-

sionen in der Umgegend benutzen, um das Land kennen zu lernen."

„Ich werde es der gnädigen Frau schreiben."

„Und dann, lieber Herr Verwalter, wären Sie auch wohl gleich so gütig, zur nächsten Poststation nach Pferden für mich zu schicken."

So gütig wollte indeß der Verwalter nicht sein. Er belehrte den gnädigen Herrn, daß die Schloßherrschaft bei Reisen mit ihren Pferden zur nächsten Station fahre und dort erst Extrapostpferde nehme.

So mußte es denn auch August von Dressel machen.

Er hatte sich Folgendes näher überlegt.

„Fast acht Tage lang soll ich hier warten? Landwirthschaft und den Bau der Vogelnester studiren? Zusehen, wie sich die Tauben schnäbeln, und nicht einmal der hübschen Kammerjungfer die Wangen streicheln dürfen? Und bei dem Allen und durch das Alles der schönen Frau als eine Nachtmütze erscheinen? Pah, ich fahre zur Residenz, kehre im Kronprinzen ein. Niemand kennt mich dort, ich war wenig in der Residenz; das Gasthausleben war meine Sache nicht. Ich gebe mich ihr nicht zu erkennen; ich werde ihr Cavalier; helfe ihr in ihren trostreichen und hülfespendenden Bestrebungen; ich bin dann plötzlich auf der Rückreise wieder bei ihr, als ihr Reisecavalier; entpuppe mich hier als August Dressel; darf ihr dann noch volle drei Wochen den Hof machen, das

müßte mit dem Kukuk zugehen, wenn ich da kein Glück hätte!"

Er reiste ab.

In der Residenz kannte man zwar seinen Namen und seinen Reichthum. Das Hotel Dressel war gar eins der prachtvollsten und bekanntesten Stadtpalais des Landesadels; seine Familie wohnte darin. Allein August von Dressel selbst war persönlich wenig in der großen Stadt bekannt; er wohnte ständig erst seit seiner Verheirathung da und war früher meist auf Reisen gewesen, wie wir schon wissen.

„Ich lasse mich auf der Straße wenig sehen", sagte er sich, „zu Fuße niemals. Erkennt mich ein Bekannter, so sage ich: Mein Herr, Sie irren sich! Wäre es meine eigene Frau, so sagte ich ihr: Ah, meine Gnädigste, wie glücklich würde ich sein, wenn ich mein Ebenbild selbst wäre! Ah, ah, und wenn ich einmal eine freie Stunde habe, so mache ich in meinem eigenen Hause den Harun al Radschid und sehe nach meiner schönen Schwiegermutter mit dem liebebedürftigen Herzen und ihrem frommen Propste; nach dem kalten Marmorherzen meiner Frau, ob es noch nicht brennt für den künstlerischen Tölpel und applicire gelegentlich dem Burschen die längst verdienten Prügel, und nach dem braven Othello Halthaus sehe ich auch einmal, und wenn ich Alles erfahren

will, überfalle ich Tante Ottilie in ihrem Stübchen und ich werde mehr erfahren, als ich wünsche."

Er fuhr Tag und Nacht, kam am zweiten Abend in der Residenz an, stieg ab im Gasthofe zum Kronprinzen, in dem ihn Niemand kannte, schrieb sich in das Fremdenbuch als Baron Steinmann aus Böhmen ein, durchblätterte bei der Gelegenheit, wie zum Zeitvertreib, das Fremdenbuch, fand darin nicht den Namen Limberg.

„Logirt hier eine Frau von Limberg?" fragte er den Kellner.

„Nein, mein Herr!"

„Eine junge Dame!"

„In diesem Augenblicke logirt hier keine junge Dame."

„Sie soll schön sein!" gab hartnäckig der Herr von Dressel nicht nach.

„Ah, mein Herr", lächelte der Kellner, der gleichfalls gebildet war, „schöne Damen darf man in den Gasthöfen der Residenz nur im Winter suchen. Der Sommer führt alle Schönheit in die Bäder."

August von Dressel forderte ärgerlich die Speisekarte, speiste, war verdrießlich, nahm trotzig seinen Hut, um einen Ausgang zu machen. Es war schon ziemlich später Abend.

Tante Ottilie ist noch auf. Sie soll mir erzählen. Morgen suche ich meine Schöne. Finden werde ich sie, sollte ich sie auch bei der Polizei erfragen müssen.

Als er das Haus verlassen wollte, fuhr gerade eine Droschke vor.

Eine Dame stieg aus.

August von Dressel flog in das Haus zurück.

„Caroline Lohrmann! Muß ich denn dieser verdammten, alten, häßlichen Zuchthäuslerin überall begegnen? Aber was ist ihr? Sie ist in Angst; sie sieht wie verstört aus. Alle Wetter, sie wird am Ende von der Polizei verfolgt! Wie ihre Zuchthausfreundin Auguste Fiebing! Da ist es doppelt ein Glück, daß sie mich nicht sah. Wenn man wüßte, daß ich sie kenne, ich könnte mit zur Polizei müssen. Das wäre ein verzweifelter Skandal.

Die Dame schien in der That in Angst zu sein. Sie fragte schnell den Portier, der vorgetreten war, ob kein Brief für sie angekommen sei.

„Nein, Madame Sommer!"

Madame Sommer heißt sie? Wohl hier nur! fragte sich der Herr von Dressel.

Er eilte, fortzukommen.

4.

Die Comteß Ottilie von Starenheim trat lachend in das Zimmer des Fräulein Mathilde von Zabern.

Die alte Dame trug ihre Promenadentoilette.

„Machen wir einen Spaziergang, Mathildchen? das Wetter ist so schön."

Der Sommermorgen war schön.

Fräulein Mathilde antwortete der alten Dame nicht, fiel ihr aber um den Hals, weinte heftig und rief:

„O Tante, wie bin ich so glücklich!"

„Als verschmähte Braut?" fragte die Tante.

„Ich bin befreit, erlöst!"

„Ja, ja, auch von einer Million!"

„Gottlob, Gottlob!"

„Wir sprechen unterwegs davon. Mache dich fertig."

Wir erzählen unterdeß, warum sie zugleich weinte und jubelte.

Der Cretin, Herr von Wertheim, hatte die Baronin Dressel, ihre Mutter, die schöne Gräfin Blanda Starenheim, und den Propst Riese in das Zimmer neben dem Wohngemache der alten Comteß Starenheim geführt. Sie

sollten hier seine Verlobte und den Herrn Alex von Bartenstein in einem zärtlichen tête à tête finden. Sie fanden das Zimmer leer, hörten aber in dem Gemache nebenan das höhnische Lachen der alten Comteß Ottilie.

Die Gräfin verrieth Alles, wurde wüthend, stürzte auf die Thür los, die zu der Comteß führte, wollte sie aufreißen, fand sie verschlossen, wurde noch wüthender, rief befehlend:

„Machen Sie auf!"

Die alte Dame antwortete ruhig von der anderen Seite:

„Liebe Schwägerin, morgen wird Ihr Besuch mir ein sehr angenehmer sein."

„Sie sollen jetzt aufmachen! Sogleich! Ich befehle es!"

„Liebe Schwägerin", kam es wieder von der anderen Seite der Thür, „in diesem Hause haben wir Beide nichts zu befehlen."

„Amalie, befiehl du ihr!" rief außer sich vor Wuth die Gräfin.

Die Frau von Dressel stand einen Augenblick schwankend.

Der Cretin machte ihrer Unentschlossenheit ein Ende.

„Geben Sie sich keine Mühe", lachte er. „Ich habe mich besonnen. Ich will nicht heirathen. Gar nicht! In meinem Leben nicht."

Damit war er rasch aus dem Zimmer. Die zornsprühenden Augen der Gräfin schienen ihm gefährlich geworden zu sein.

„Gehen wir zurück, Mutter?“ fragte die Baronin ihre Mutter.

„Ja, gehen wir. Aber die boshafte Person dort soll mir dafür büßen.“

Sie meinte ihre Schwägerin.

Am anderen Morgen trat diese boshafte Person in das Zimmer der Gräfin. Sie war die Höflichkeit und Freundlichkeit selbst.

„Liebe Schwägerin, ich komme, Sie um Verzeihung für meine gestrige Unhöflichkeit zu bitten.“

Die Gräfin antwortete ihr nicht.

Die Comteß fuhr um so freundlicher fort: „Es war mir unmöglich zu öffnen. Sie hätten ein gar zu reizendes tête à tête gestört.“

Die Gräfin konnte nicht mehr an sich halten.

„Sie brüsten sich noch gar damit, daß Sie die traurige Gelegenheitsmacherin spielten?“

„Gelegenheitsmacherin, liebe Schwägerin?“ spielte die Comteß die aus den Wolken Gefallene.

„Sie geben es ja selbst zu!“

„Nein, meine verehrte Schwägerin. Ich habe mich eines ganz andern Verbrechens anzuklagen. Böse Beispiele verderben gute Sitten. Ich dachte mir, ich könne

hier im Hause auch einmal meine Liebschaft haben, und so war gestern Abend der Herr von Halthaus bei mir —, ein reizender Mensch, Schwägerin, und wir waren gerade in —"

Die Gräfin sprang auf.

„Befreien Sie mich von Ihrer Gesellschaft!"

Die Comteß nahm ruhig eine Prise. Dann ging sie.

Draußen lachte sie laut. Noch lachend trat sie in das Zimmer des Fräulein Mathilde von Zabern.

Das Fräulein war fertig für die Promenade.

Sie verließen das Haus.

Draußen sprachen sie weiter.

Das Fräulein hatte eine Frage.

„Worüber lachtest du, Tante, als du bei mir eintratest?"

„Ueber meine Schwägerin und den frommen Propst. Aber fahren wir von dir und deiner verlorenen Million fort. Ich an deiner Stelle hätte mir doch den Interimsmann genommen; der Alex hätte so lange warten müssen; Ihr waret dann gemachte Leute."

Das Fräulein lachte fröhlich.

„Ich kenne dich ja, Tante. Ich meine aber, es ist besser so, wie es nun ist. Alex und ich haben zwar Beide nichts als unsere Liebe, aber Alex kann in zwei Jahren ein Amt erhalten —."

„Und wenn es länger dauert?"

„Und wenn es eine Ewigkeit dauerte!“

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Eine Interimsheirath dauert keine Ewigkeit. Mir wurde es nicht so gut!“

Die alte Dame sprach die letzten Worte doch mit einer gewissen Erbitterung.

Das junge Fräulein sah sie darauf an.

„Du hast schon mehrmals in solchen Andeutungen gesprochen, Tante!“

„Habe ich? So war ich schon mehrmals eine Närrin.“

Sie schritten schweigend weiter.

„Wohin gehen wir, Tante?“

„Spazieren. Aber holen wir deine Freundin Antonie Fahrenholz zu unserer Promenade ab.“

„Antonie ist hier?“

„Seit vorgestern, die Arme! Ihr Mann ist und bleibt verschwunden. Da ist sie in das Vaterhaus zurückgekehrt. Vaterhaus sage ich? Nie kommt ein Unglück allein.“

„Du sahest sie?“ sagte das Fräulein.

„Beinahe!“ war die sonderbare Antwort.

„Wie verstehe ich das Wort?“

„Gehen wir!“

Sie gingen.

Sie nahmen ihren Weg zu dem großen Gebäude

des Generalpostamtes. Der Generalpostdirector von Mandel hatte darin seine Amtswohnung.

Fräulein Mathilde von Zabern begrüßte ihre Freundin Antonie von Fahrenholz.

Es war ein schmerzliches Wiedersehen.

Sie hatten Abschied genommen, als Antonie mit ihrem Gatten die Hochzeitsreise antrat.

Es soll die Reise zu dem Glücke sein. Wie oft ist es die Reise in das Unglück.

Der unglücklichsten Wittwe gleich war die junge Frau in das Vaterhaus zurückgekehrt.

„Und hier fand ich noch mehr Unglück!“ klagte die Weinende.

„Erzählt es euch draußen“, sagte die Comteß Ottilie. „Gehen wir in das Lindenwäldchen. Dort sind wir allein.“

Sie gingen zu dem Lindenwäldchen.

Ihr Weg führte sie über eine Brücke des Flusses, der die Residenz durchströmte.

Fünfzig bis sechzig Schritte unterhalb der Brücke, an dem Ufer, auf das sie zuschritten, lag ein großes, trauriges Gebäude. Seine langen, hohen Mauern waren schwarz; die Fenster darin, die in langen Reihen dicht nebeneinander und übereinander lagen, waren mit dichten und dicken eisernen Stangen verwahrt.

Die alte Comteß richtete so sonderbare Blicke nach

den schwarzen Mauern und den vergitterten dunkeln Fenstern.

Die beiden jungen Damen achteten nicht darauf. Sie erzählten sich doch schon in der Straße. Da dachten sie nicht an das Staatsgefängniß.

Sie hätten daran denken sollen; gerade in jener Zeit der Demagogenjagden, der anonymen Drohbriefe, der falschen Denunciationen.

Aber lebt Deutschland denn nicht immer in solchen Zeiten?

Es war das Staatsgefängniß, das fünfzig bis sechzig Schritte weit von ihnen lag.

Auf einmal flog Antonie von Fahrenholz mit einem lauten Schrei hoch empor, um in demselben Augenblicke todesbleich, wie auf den Tod gebrochen, zusammenzusinken.

Mathilde und die alte Comteß fingen sie auf.

„Was ist dir, Antonie?"

Die Unglückliche wollte einen Namen aussprechen. Sie konnte nur unverständliche Laute stammeln.

„Frage sie nicht!" sagte die alte Comteß. „Schau nach dem Kastell, dem Fenster oben an der Ecke."

Das Fräulein sah hin.

Hinter dem Gitter des Fensters und hinter den Scheiben, die verschlossen waren, bewegte sich eine Gestalt, die nicht zu erkennen war. Und die Gestalt konnte

das Fenster nicht öffnen, sie durfte nicht rufen; sie wollte durch ihre Bewegungen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die alte Comteß hatte die Ohnmächtige in ihre Arme genommen.

Antonie kam wieder zu sich. Sie konnte wieder sprechen.

„Alfred?“ fragte sie.

„Wollen Sie nicht wieder in Ohnmacht fallen, armes Kind?“

„War er es? O, sagen Sie es mir!“

„Hm“, sagte die alte Dame, „das Auge der Liebe sieht scharf, das ahnende Herz voll Liebe doch noch schärfer. Sie haben auch ein starkes Herz, arme Frau. Kommen Sie. Zum Lindenwäldchen gehen wir morgen.“

Sie überschritten die Brücke, sie wandten sich dem dunkeln Staatsgefängnisse zu.

Das Gebäude erschien in der Nähe noch unheimlicher mit seinen berußten schwarzen Mauern, den schmalen hohen Fenstern, den dicht gekreuzten, schweren, eisernen Stäben davor.

An dem Thore in der Mitte machten die drei Damen Halt.

Es war ein großes Einfahrtsthor mit zwei Flügeln, die auf Rollen liefen.

Nur Staatsgefangene beherbergte das traurige Ge-

bäude. Sie haben vor anderen Gefangenen das Privilegium, im fest verschlossenen Wagen, heimlich, zur Nachtzeit ihrer Haft überbracht zu werden, aus Rücksicht für sie selbst, wenn sie hohe Personen sind, aus Rücksicht für die Sicherheit des Staates, wie es heißt, in anderen Fällen; man scheut dann die öffentliche Meinung, die eine gerechtere Richterin zu sein pflegt, als alle politischen Staatsgerichtshöfe der Welt.

Das große Flügelthor des Kastells hatte ein kleineres Pförtchen.

Die alte Comteß berührte es leicht mit dem Finger.

Sie schien hier Bescheid zu wissen.

In dem Pförtchen war eine Schiebeklappe; sie wurde sofort zurückgeschoben. Ein paar Augen wurden in der Oeffnung sichtbar, sahen die alte Dame.

Die Klappe schob sich wieder zu. Das Pförtchen wurde geöffnet.

Die alte Comteß schien auch hier gekannt zu sein.

Ein Soldat hatte geöffnet, als Posten am Thore. Er trat fast ehrerbietig zurück, um die alte Dame eintreten zu lassen.

Sie trat ein.

Als dann aber ihre beiden jüngeren Begleiterinnen ihr folgen wollten, stellte der Soldat sich ihnen entgegen.

„Haben Sie Einlaßordre?“

Aber aus der Wachtstube zur Seite war ein Unter-

offizier zum Vorschein gekommen, ein alter, finsterer, grämlicher Mann. Ihm warf die Comteß einen Blick zu.

„Passiren!“ sagte der Unteroffizier zu dem Posten.

Die beiden jungen Damen passirten.

Während sie eintraten, sprach die Comteß drei heimliche Worte zu dem alten Unteroffizier.

„Zu Befehl!“ erwiderte der Alte.

Sie befanden sich in einem langen bedeckten Thorwege, der auf einen geräumigen, von Gebäuden umschlossenen Hof führte.

Bis zu dem Ende des Thores gingen die drei Damen zusammen, geführt von dem alten Unteroffizier. Dann wandte die Comteß sich an die beiden jungen Damen:

„Folgt dem Unteroffizier.“

In demselben Augenblicke entfernte sie sich nach rechts.

Der Unteroffizier ging nach links. Nach den beiden jungen Damen sah er sich nicht um, sie schienen für ihn nicht da zu sein.

Sie folgten ihm.

Antonie von Fahrenholz hatte wohl ein starkes Herz. Aber sie war doch bleich wie der Tod, und die Kniee drohten ihr einzubrechen.

„Fasse Muth, Antonie!“

„Wohin gehen wir?“

„Ich weiß es nicht.

„Werde ich ihn wiedersehen?“

„Hoffe.“

„Wohin ging deine Tante?“

„Ich habe keine Ahnung. Ich bin nur überrascht, erstaunt über Alles, was ich hier sah und —. Die Tante ging oft aus, fast täglich, Niemand wußte wohin. Sollte hier ihr Geheimniß sein? Und was oder wer wäre es?“ —

Folgen wir der alten Comteß Ottilie von Starenheim, um ihr Geheimniß zu entdecken.

Sie ging mit ihrem ruhigen, sicheren Schritt auf eine Thür zu, die sich in der Mitte der Mauer rechts von dem Thorwege befand.

Eine Schildwache ging dort auf und ab.

Sonst war es leer auf dem Hofe, und wie man keine Menschen sah, so hörte man rings umher kein Geräusch. Man konnte meinen, die Schildwache bewache ein großes, ungeheures Grab.

Wie viel Glück, Hoffnung, Ehre, Ruhm liegen in einem Gefängniß begraben!

Freilich, wie viel Jammer, Elend, Angst, Haß, Rache und Verzweiflung leben und wüthen und toben darin? —

„Zu Hause?“ fragte die Comteß den Posten an der Thür.

„Zu Hause!“

Die Comteß durchschritt die Thür.

Sie war auch hier überall bekannt, hier wohl erst recht.

Sie war in einen weiten, hohen und hellen Flur getreten. Eine breite steinerne Treppe führte nach oben, wieder in einen weiten, hellen Flur, in den mehrere Corridore mündeten. Alles sah hier wohnlich, heiter, zum Theil elegant aus.

Man war hier in der Wohnung des Commandanten oder, wie er genannt wurde, des Gouverneurs des Castells.

Die Comteß war die Treppe hinaufgestiegen.

In dem Flur, in der Nähe einer Thür, saß in einem hohen ledernen Lehnstuhle wieder ein alter Unteroffizier.

Er erhob sich, als er die Comteß sah. Er wollte ihr die Thür öffnen, an der er gesessen hatte.

Die Comteß winkte ihm.

Er stand wie vor einem Offizier, ihre Befehle erwartend.

„Alter Claus", sagte sie zu ihm, „Sie thun mir wohl den Gefallen, Niemanden zum Herrn Obersten einzulassen, während ich da bin."

„Zu Befehl, gnädigste Comteß."

„Auch Niemanden anzumelden."

„Zu Befehl, gnädigste Comteß."

Er wartete, ob sie noch mehr zu befehlen habe.

„Sie können die Thür aufmachen!“ sagte sie.

Er machte die Thür auf.

Sie trat in ein geräumiges Zimmer.

Der alte Soldat machte die Thür hinter ihr zu.

Sie stand einem andern alten Soldaten gegenüber, der einen Stelzfuß hatte, schneeweißes Haar trug, aber noch immer stramm und rüstig war.

Es war der Gouverneur des Castells, der Oberst von Randau.

Er war der alte Jugendgeliebte der alten Comteß.

Sie hatten sich kennen gelernt, als er fünfundzwanzig und sie achtzehn oder zwanzig Jahre alt war, auf einem Balle, bei einem Manoeuvre oder bei einer ähnlichen Gelegenheit. Er war ein schöner, munterer, muthiger Mann; sie war nicht minder schön, boshaft, witzig, liebenswürdig. Sie lernten sich lieben, schwuren sich ewige Liebe, wie sie sie in den jungen Herzen fühlten. Aber sie war ein armes, vornehmes gräfliches Fräulein und er war ein armer, bürgerlicher Lieutenant. Bei der Liebe und den Liebesschwüren blieb es demnach.

„Wenn ich Hauptmann bin, kann ich heirathen“, sagte er, „und Hauptmann kann ich bald werden, wenn es Krieg giebt.“

„Und“, sagte sie, „wenn es keinen Krieg giebt, so warten wir länger, und es wäre immer besser, als wenn in einem Kriege dich eine feindliche Kugel träfe.“

Es gab in langer Zeit keinen Krieg. Sie blieb die arme, vornehme Comteß und er der arme, bürgerliche Lieutenant, doch Premierlieutenant war er geworden. Dafür hatte er auch schon sein vierzigstes und sie ihr vier- oder fünfunddreißigstes Jahr erreicht.

Treu waren sie sich immer geblieben.

Da kam der Krieg. Aber es war ein unglücklicher Krieg, und anstatt Hauptmann zu werden, wurde der Lieutenant Randau pensionirt mit monatlich zehn oder zwölf Thalern, und die Comteß sagte zu ihm:

„Auf das Heirathen, mein lieber Randau, müssen wir jetzt verzichten. Aber —"

Und er fiel ihr in das Wort.

„Ich fürchte das gleichfalls, meine liebe Ottilie, und —"

Er stockte.

Und sie lachte:

„Und da willst du mir mein Wort, meine Freiheit zurückgeben?"

„In der That; du bist jünger als ich, und —"

Sie lachte lauter:

„Und kannst noch immer einen Mann bekommen, wolltest du sagen. Aber sieh' mich an; meine Nase fängt schon an, sich bedenklich zu röthen, und dann — an einem Manne, wenn du es nicht sein kannst, ist mir nichts gelegen."

„Du hattest vorhin ein Aber“, sagte er darauf.

„Ja“, erwiderte sie. „Und es sollte lauten: Aber Freunde wollen wir bleiben, immer liebe und treue Freunde. Gieb mir die Hand darauf.“

Sie gaben sich die Hände darauf.

Damit trennten sie sich. Er ging in ein kleines Landstädtchen, in dem er bei seiner Pension nicht verhungern mußte.

Sie begab sich zu einem reichen Verwandten, bei dem sie das Gnadenbrod erhielt.

Sich wiederzusehen, darauf mußten sie Beide verzichten; sie hätten Reisen machen müssen und dazu hatten sie kein Geld. Selbst die briefliche Correspondenz wurde ihnen zu theuer. Sie erhielten nur selten Nachricht von einander.

Nach sieben oder acht Jahren kam wieder der Krieg. Es fehlte an Offizieren. Der Lieutenant Randau meldete sich; es galt das Vaterland zu retten.

Er wurde Hauptmann. Jetzt!

Er war fünfzig Jahre alt, die Comteß beinahe fünfundvierzig.

Er zeichnete sich aus; er wurde Major.

Jetzt konnte man heirathen, wenn nur der Krieg zu Ende wäre.

Der Krieg war zu Ende; der Major war gar Oberstlieutenant geworden und Regiments-Commandeur. Aber

eine Kugel hatte ihm das rechte Bein genommen, und er mußte auf einem Stelzfuße gehen, und auch darüber, bis er wieder gehen konnte, war Jahr und Tag vergangen.

Als er es konnte, wurde er für seine Verdienste, die er sich im Kriege erworben, zum Obersten befördert, zum Gouverneur des Castells in der Residenz ernannt und in den Adelstand erhoben.

„Jetzt — der verdammte Krieg ist zwar zu Ende; aber kann man denn mit einem Stelzfuß vor den Traualtar treten?"

Mit der Frage trat er seinen Posten in der Residenz an.

In der Residenz wohnte damals der reiche Verwandte, bei dem die Comteß Ottilie von Starenheim das Gnadenbrod genoß.

Der Oberst von Randau erfuhr es.

Er machte ihr seinen Besuch.

Die Ehre forderte es von ihm, alte Erinnerungen, so manches Andere; auch die alte Liebe noch?

Er warf sich in seine beste Uniform, ließ sich seinen Paradestelzfuß anschnallen, fuhr zu ihr, ließ sich melden, wurde sofort angenommen.

Da standen sie, nach langer, langer Trennung, einander gegenüber, das alte Liebespaar. Wie waren sie Beide so anders geworden!

Die Comteß war so mager und dürr, das Gnadenbrod, war es auch wohl nicht kärglich gewesen, mochte ihr desto öfter vergällt worden sein. Ihre Nase war so lang, so spitz, so roth; sie hatte sich eine Tabatière zugelegt; es muß das Herz an etwas hängen, auch das alte Herz.

Und der Oberst? Er trug den Stelzfuß, und wenn es auch sein bester war, mit dem er vor seinem Fürsten erschien, es war doch immer nur ein hölzerner Fuß. Und weil er nicht viel gehen konnte, war er dick und fett geworden und sein Gesicht, das ganz und gar roth war, zeigte, daß auch sein Herz an etwas hing: am Pontak.

Er war verlegen, als er sie sah.

„Meine gnädige Comteß —!“

Die Comteß hatte längst verlernt, verlegen zu werden.

„Mein lieber Oberst“, sagte sie freundlich, „das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Darf ich bitten?“

Sie führte ihn zum Sopha. Sie bot ihm ihre Dose an.

„Ich danke unterthänig; ich schnupfe nicht.“

„Das ist Schade.“

Damit war die Unterredung angeknüpft.

Sie sprachen von der neuen Zeit, kamen auf die

alte, von dieser wieder auf die neue, und damit endlich und natürlich auf die Zukunft.

„Und wie soll diese für uns werden?“

Der alte Kriegsheld fragte es, schüchtern beinahe, wie ein junges Mädchen.

Die alte Comteß mußte recht herzlich lachen. Ueber seine Schüchternheit oder über etwas Anderes? Sie wiederholte dann, was sie schon einmal gesagt hatte.

„Schade, daß Sie nicht schnupfen, lieber Oberst!“

„Und warum, meine Gnädigste?“

„Sie waren doch im Begriff, mir einen Antrag zu machen?“

„Hm, hm, ja, allerdings —!“

„Also! Und was wären wir Beide als Eheleute, wenn Sie nicht mit mir schnupften und ich nicht mit Ihnen Pontak tränke? Und etwas Gemeinsames müssen denn doch zwei Eheleute haben. Darum, mein lieber Oberst, bleiben wir alte Freunde, ohne junge Eheleute zu werden, über welche die böse Welt nur ihren schlechtesten Spott ausgießen würde. Darauf geben wir uns die Hände.“

Sie legten die Hände ineinander und waren alte Freunde, und blieben es.

Und weil dem Obersten das Ausgehen mit seinem Stelzfuße und selbst das Ausfahren beschwerlich war, so ging die Comteß fast jeden Tag zu ihm in das Castell,

und sie plauderten zusammen, und da eine alte Freundin über den Freund mehr Gewalt hat, als die Frau über den Mann, so schnupfte der Oberst bald mit der Comteß, während sie an dem Pontakglase nur nippte, und sie hatte noch mehr Gewalt über ihn gewonnen. —

Der alte Unteroffizier Claus hatte der Comteß die Thür geöffnet.

Sie war in das Zimmer getreten.

Der Oberst hatte sich erhoben, humpelte ihr entgegen, küßte ihr die Hand.

„Gnädige Comteß, Sie machen mich sehr glücklich!“

Sie erwiderte ihm:

„Mein lieber Oberst, ich freue mich, Sie wohl zu sehen!“

So vertraut und so förmlich waren sie nun schon manches Jahr.

„Ich komme heute zu einer nicht gewöhnlichen Stunde“, sagte die Comteß.

„Sie wissen, daß Sie mir zu jeder Stunde willkommen sind.“

„Mich führt etwas Besonderes zu Ihnen.“

Er hatte sie zum Sopha geführt; sie ließ sich darauf nieder.

Er setzte sich in seinen Rollsessel, der schon an dem Sopha stand.

„Ich habe heute eine sehr ernste Angelegenheit mit

Ihnen zu besprechen", fuhr sie fort. — „Aber darf ich bitten?"

Sie hielt ihm ihre Tabatière hin. Sie nahmen jedes eine Prise. Dann sprach sie weiter:

„Was macht der arme Fahrenholz?"

„Er erträgt", antwortete der alte Oberst, „sein Schicksal mit mehr Ergebung, als ich könnte."

„Seine Frau ist hier — seit vorgestern."

„Die Unglückliche! Weiß sie von ihm?"

„Bis vor zehn Minuten hatte sie keine Ahnung."

„Und seitdem?"

Der Oberst sagte es mit sichtlicher Besorgniß.

„Seitdem weiß sie, wo er ist."

„Um des Himmels Willen, Comteß!"

Sie zuckte leicht die Achseln.

„Durch wen?" fragte er.

„Durch ihn selbst. Sie sah ihn am Fenster. Ich ging mit ihr über die Brücke; da sah sie ihn."

„Gnädigste Comteß, Sie machen mich unglücklich."

Der Oberst schien seine alte Geliebte zu kennen.

Sie verstand den Sinn seiner Worte.

„Ja, mein lieber Oberst", sagte sie aufrichtig, „ich führte die arme Frau über die Brücke, damit sie endlich einmal von der entsetzlichsten Ungewißheit befreit werden solle. Hätte sie ihn nicht sogleich gesehen — pah, ich

hätte ein anderes Mittel gefunden, ihr Gewißheit zu verschaffen."

Sie sprach das mit einer so sonderbaren Bestimmtheit. Den Obersten durchfuhr ein Gedanke.

„Wo ist die Dame?" fragte er.

„In diesem Augenblicke bei meiner Nichte, Mathilde von Zabern."

„Und wo ist das Fräulein?"

„Ich ließ sie in der Gesellschaft des alten Unteroffiziers Ottens zurück."

„Ottens?" rief, wie mit Entsetzen, der Oberst.

„Er ist Ihr treuester und verschwiegenster Diener, Oberst."

„Und Ihr Sclave, Comteß!"

„Ja!"

„Mit dem Sie machen können, was Sie wollen."

„Weil er für Sie durch's Feuer geht, und weil er weiß, daß sein Oberst für mich durch das Feuer ginge!"

Der Oberst war in einer halben Verzeiflung. Er war aufgesprungen, er humpelte in dem Zimmer umher, den Schweiß sich von der Stirne wischend.

„Gnädigste Comteß —"

Er hielt ein. Er wollte ihr einen Vorwurf machen. Er konnte kein böses, kein unwilliges, geschweige ein hartes Wort gegen sie über seine Lippen bringen.

Sie hatte sich gleichfalls erhoben. Sie trat an ihn heran, sie legte ihren Arm auf seine Schulter.

„Wilhelm!" sagte sie, und ihre Stimme war so sonderbar, so innig, so herzlich, wie wohl Niemand sie jemals gehört hatte, wenn sie nicht so in den Zeiten ihrer jungen auf Entsagen angewiesenen Liebe zu ihm gesprochen hatte.

Und es war fast rührend anzusehen, wie Wort und Stimme ihn elektrisch durchfuhr, wie er sich schnell nach ihr umdrehen wollte, wie er es nicht konnte, da er nicht an seinen Stelzfuß gedacht hatte, wie er dann beide Arme nach ihr ausstreckte.

Aber sie hatte ihn schon mit ihren beiden Armen umfaßt; aus ihren Augen flossen Thränen.

„Ottilie, weine mir nur nicht!" rief er.

„Nein, nein!" sagte sie. „Ich wollte ja nicht. Aber die dummen Dinger wollen sich nicht befehlen lassen."

„Sind Sie mir nicht böse, mein lieber Oberst?" fragte sie dann.

„Nie! nie! Wie wäre mir das möglich!"

„So ist ja Alles wieder gut."

Sie trocknete ihre Thränen.

„Setzen wir uns wieder, lieber Oberst!"

Sie setzten sich wieder.

Und die Comteß lachte wieder.

„Da müssen wir eben ein recht närrisches Paar

gemacht haben! Meine mageren Arme, meine lange rothe Nase —!"

Dann wurde sie wieder ernst.

„Ich hatte Unrecht gethan, lieber Oberst. Aber ich kann es nicht bereuen. Dieser Hauptmann von Rodewitz liegt wie ein Alp auf dem Lande. Will Keiner ihn angreifen, ich stürze ihn und Sie sollen mit helfen, Oberst!"

Der alte Soldat erschrack. Er war der muthige, tapfere Held im Felde gewesen. Aber zwischen Muth und Muth ist ein Unterschied.

„Ich, Comteß?"

„Sie! Ich habe einen ganzen Plan schon fertig in der Tasche. Der Lieutenant Braun lieferte den Herrn von Fahrenholz hier ein?"

„In der Nacht, im verschlossenen Wagen", antwortete der Oberst.

„Der Gefangene war Ihnen vorher angekündigt?"

„Ich erzählte Ihnen ja schon Alles, Comteß."

„Lassen Sie uns noch einmal die Einzelnheiten durchgehen. Mein Plan wird um so fester."

„Der Hauptmann von Rodewitz hatte ihn angemeldet."

„Unter welchem Namen?"

„Unter seinem richtigen Namen, als Assessor von Fahrenholz; aber er fügte hinzu, kein Mensch dürfe davon

wissen, ich werde verantwortlich dafür gemacht, daß der Name nicht aus den Mauern des Kastells dringe."

„Und darauf", nahm die Comteß für den Obersten das Wort, „fragten Sie ihn, ob Sie denn etwa selbst den Gefangenen bedienen, ihm Essen und Trinken bringen, die Kleider reinigen sollten?"

„Ja", bestätigte der Oberst, „der Hauptmann war mir stets widerwärtig. Ein Hofoffizier! Mehr Kammerjunker als Soldat."

„Hm, Oberst, sagen Sie lieber, mehr Kammerlakai, oder auch Kammerfrau!"

Dann fuhr die Comteß fort:

„Er erwiderte Ihnen, er bringe nur den Befehl des Fürsten; ihn auszuführen sei Ihre Sache. Es handle sich hier um einen der gefährlichen Hochverräther, unmittelbar gegen die Person, gegen das Leben des Monarchen. Sie fragten ihn, was der Herr von Fahrenholz denn eigentlich verbrochen habe. Er antwortete Ihnen nicht darauf."

„Aber durch den langen Lieutenant Braun erfuhren Sie dann mehr."

„Ja", mußte der alte Oberst wieder bestätigen, „der Braun wäre besser Unteroffizier geblieben, oder noch besser, gar nicht Soldat; denn für einen braven Soldaten passen keine Schergendienste. Aber er ist mir noch immer tausendmal lieber als der Herr von Rodewitz; er

ist nur mehr ein roher Mensch, nicht durch und durch gemein; ich glaube, er hat sogar seine guten Seiten."

Die Comteß erwiderte darauf nichts.

„Lassen Sie uns fortfahren", sagte sie. „Braun brachte Ihnen den Gefangenen. Sie fragten auch ihn, was der Arme verbrochen habe. Er lachte."

„Nichts, Herr Oberst, sagte er."

„Aber, entgegneten Sie ihm, der Hauptmann von Rodewitz nannte ihn doch einen höchst gefährlichen Hochverräther."

„So! Der Hauptmann von Rodewitz kann es wissen."

„Aber Sie sagten ja, der Gefangene habe nichts verbrochen."

„Kann nicht ein Anderer etwas für ihn verbrochen haben?"

„Ich verstehe Sie nicht, Braun!"

„Wovon der Gefangene selbst nichts weiß?"

„Sie schüttelten den Kopf, Oberst."

„Haben Sie nichts von gewissen Drohbriefen gehört? fragte Braun Sie darauf."

„Ihre Antwort wartete er nicht ab."

„Und, mein lieber Oberst, als Sie mir das erzählten — gutwillig thaten Sie es nicht, ich legte Ihnen förmlich Daumschrauben an — sagte ich Ihnen da nicht sogleich, die Drohbriefe an den Fürsten habe kein Anderer geschrieben, als der Rodewitz selbst?"

„Sie sagten das, Comteß.“

„Und den Beweis will ich Ihnen schaffen. Braun hat ihn.“

„Und Sie glauben“, sagte der Oberst, „Sie könnten den Lieutenant Braun überlisten?“

„Er hat ja seine guten Seiten, sagten Sie, Oberst.“

„Comteß, Comteß!“

„Was ist's?“

„Machen Sie den armen Ottens nicht unglücklich!“

„Und an sich denken Sie nicht, mein braver Freund?“

Der Oberst konnte nicht antworten.

Draußen im Flur wurde ein Schritt laut; Jemand sprach mit dem alten Unteroffizier Klaus, der dort in seinem ledernen Sessel Wache hielt.

„Man will zu mir“, sagte der Oberst.

„Der alte Klaus“, versetzte ruhig die Comteß, „hat von mir den Befehl, Niemanden anzumelden.“

Darauf erwiderte der gute Oberst nichts, wenn er auch wohl ein klein wenig an seinen Stelzfuß denken mochte, der ihn vor strengerem Commando in seiner eigenen Häuslichkeit bewahrt hatte.

Er hatte nach dem Flure gehorcht.

„Es ist der Hauptmann von Rodewitz“, rief er plötzlich.

Er war unruhig geworden.

Die Comteß lachte.

„Der Wolf in der Fabel! Hm, den wird der Klaus doch anmelden.“

Der Herr von Rodewitz hatte auch hier mehr Macht, als sie. Sie wußte es.

„Drei Fragen, lieber Oberst“, sagte sie dann rasch. „Was will er bei Ihnen?“

„Ich werde ihn zu dem Herrn von Fahrenholz führen sollen.“

„Und was will er bei diesem?“

„Sie wissen es. Er inquirirt ihn.“

Die Dame wußte es. Der Oberst durfte wohl kein Geheimniß vor ihr haben. Sie fragte ihn dennoch weiter:

„In Ihrer Gegenwart?“ sagte sie.

„Ich führe ihn nur zu dem Gefangenen. Auf Befehl des Monarchen darf er nur allein mit ihm sprechen.“

„Hm, der arme Herr von Fahrenholz hat wohl, seitdem er hier ist, noch gar keinen anderen Menschen gesehen. Auch Sie dürfen ja nicht einmal zu ihm.“

Der Oberst zuckte die Achseln.

„Nun“, fuhr die Comteß fort, „so geht ihm ja heute einmal das Herz auf.“

„Wie?“ fragte der Oberst.

„Seine Frau und meine Nichte sind bei ihm.“

„Großer Gott, Comteß! Und der Hauptmann ist hier!“

Der alte Unteroffizier Klaus trat in das Zimmer,

warf einen verlegenen und um Verzeihung bittenden Blick auf die Comteß und meldete dann dem Obersten:

„Herr Hauptmann von Rodewitz!“

„Wird mir willkommen sein!“

Der Unteroffizier trat zurück, den Hauptmann einzulassen.

Die Comteß trat mit einem schnell gefaßten Entschlusse vor.

Jetzt oder nie! sagte sie sich.

Der Hauptmann von Rodewitz stand vor ihr.

5.

Der Hauptmann von Rodewitz stand überrascht, als er die alte Comteß vor sich sah. Seine Ueberraschung war keine angenehme.

Er und die Dame kannten sich. Sie ihn mehr, als ihm lieb war; denn er wußte es.

Er verbeugte sich vor ihr, wie die Höflichkeit es gebot und wollte an ihr vorüber zu dem Obersten gehen.

Der gute Oberst war in peinlicher Verlegenheit in der Mitte des Zimmers stehen geblieben.

Die Comteß vertrat dem Herrn von Rodewitz den Weg.

„Sie wollen nach Nummer zwölf, Herr Hauptmann?“

In dem Gefängnisse Nummer zwölf saß Alfred von Fahrenholz, dessen Name in diesem Hause nicht gekannt werden durfte.

Die meisten der Staatsgefangenen wurden nur mit der Nummer ihrer Zelle benannt.

Der Hauptmann antwortete der Dame:

„Entschuldigen Sie mich, gnädige Comteß, ich habe Geschäfte mit dem Herrn Obersten.“

„Der Herr Oberst ist unwohl, wie Sie sehen.“

Der Hauptmann sah das nicht. Er hatte den Obersten vielleicht noch nie so wohl gesehen, wenn gleich dem alten Herrn der Angstschweiß schon in hellen Tropfen auf der Stirne stand.

„Ich finde den Herrn Obersten sehr wohl aussehend“, sagte auch der Herr von Rodewitz zu der Dame.

Die Comteß ließ sich nicht irre machen.

„Mein armer Freund verbeißt seine Schmerzen. Wie sie ihm den Schweiß auf die Stirne treiben, das sehen Sie doch?“

Der Hauptmann wollte sich von der alten Dame losmachen.

„Sie haben Schmerzen, Herr Oberst?“ wandte er sich an diesen.

Aber die Antwort erhielt er doch wieder von der alten Dame.

„In seinem linken Fuße.“

Das linke Bein hatte der Oberst verloren, er trug statt desselben den Stelzfuß.

„Gnädige Comteß —“, sagte der Herr von Rodewitz.

Er vollendete nicht. Er konnte wohl die Worte nicht finden für das, was er sagen wollte; sagen wollte er:

„Wenn Sie lügen wollen, so bringen Sie wenigstens keinen Unsinn vor.“

Die Dame errieth sein Schweigen.

„Mein Herr von Rodewitz“, sagte sie, „haben Sie noch nie gehört, daß kein Bein mehr schmerzt, als das amputirte, besonders in den Fußzehen? Mein armer Freund leidet entsetzlich in der großen Zehe seines amputirten Fußes, und es wäre eine Grausamkeit, wenn Sie darauf bestehen wollten, daß er Sie nach Nummer zwölf führe. Aber wenn Sie meine Begleitung annehmen wollen, Herr Hauptmann. —“

Sie machte ihm ihren grazieusesten Knix.

Der Hauptmann sann einen Augenblick nach. Wie die Comteß ihn kannte, mehr als ihm lieb war, so kannte er auch sie, aber vielleicht gerade so, wie sie wünschen konnte, von ihm gekannt zu sein. Mit ihr wurde er nicht fertig, also auch heute hier mit dem Obersten nicht.

„Ich habe ein andermal die Ehre, Herr Oberst!“ sagte er.

Er wollte gehen.

Der alten Dame entging er doch nicht.

„Drei Worte, Herr von Rodewitz“, bat sie ihn.

Er war höflicher, aber auch kluger Hofmann genug, um nicht die Bitte der Dame als einen Befehl aufzunehmen.

Die Comteß wandte sich zu dem Obersten.

„Ihre Schmerzen nehmen zu, wie ich sehe. Wollten Sie sich nicht in dem Nebenzimmer auf das Ruhebett legen?"

Der Oberst gehorchte ihr; diesmal gewiß gern.

Die Comteß war allein mit dem Hauptmann.

„Darf ich bitten, Herr von Rodewitz?"

Sie setzte sich auf das Sopha, wies ihm den Rollsessel des Obersten an.

Er setzte sich ihr gegenüber.

Sie war, wie die Frau vom Hause, aber wie eine böse Frau. Ihre Lippen spitzten sich süß, ihre lange rothe Nase secundirte den Lippen, aus ihren Augen schossen dunkle Blitze.

Dem Herrn von Rodewitz wollte es etwas unheimlich werden. Aber er war am Hofe groß geworden; er hatte ihm schon als Page gedient. Er war schon damals in manche Intrigue verwickelt gewesen; er hatte, wie jung er war, seit Jahren die Fäden der meisten Intriguen jenes intriguanten Hofes in seinen Händen gehabt. Werde ich vor dieser rothen Nase mich fürchten?"

Er verspürte einen Kitzel, es mit ihr aufzunehmen.

Die Comteß begann das Gespräch. Sie sprach mit gedämpfter Stimme:

„Sprechen wir leise, Herr von Rodewitz. Sie sprachen hier einmal laut mit dem braven Obersten. Ich war in dem Zimmer, in dem er jetzt ist. Er durfte Ihnen

nicht sagen, daß er mich dort vor ihnen verborgen hielt. Man darf ein zärtliches Tête-à-Tête nicht compromittiren. So hörte ich jedes Wort, das Sie sprachen, und Sie, Sie selbst wurden der Verräther Ihres hiesigen Geheimnisses. Sie werden mir doch glauben?"

„Hm, meine Gnädige." —

„Das wäre also abgemacht, Herr Hauptmann! Sie wollen in Nummer zwölf einen Besuch machen?"

„Meine gnädige Comteß, Sie hatten die Güte, mir in Aussicht zu stellen, daß ich die Ehre haben würde, Mittheilungen von Ihnen zu erhalten."

„Ich hatte Sie freilich nur um oder auf drei Worte gebeten. Indeß, Sie sollen sich nicht getäuscht haben. Sie wollen also den Herrn von Fahrenholz besuchen. Sie werden ihn in seinem Gefängnisse nicht allein finden."

Der Herr von Rodewitz sah unwillkürlich überrascht auf.

Sie fuhr fort.

„Ich werde Ihnen auch sagen, wen Sie bei dem Gefangenen finden werden. Allein gestatten Sie mir vorher ein Paar andere Worte. Sie waren dieser Tage am Hallensee!"

Der Hauptmann war wieder überrascht, aber diesmal schlug er die Augen nieder.

„Und sie hatten ein Abenteuer dort, Herr Hauptmann."

Der Hauptmann fühlte sich im Feuer, vielleicht im Bayonettenkampfe. Da heißt es Muth zeigen.

„Sie haben davon gehört, gnädigste Comteß?"

„Ei freilich. Soll ich es Ihnen mittheilen?"

„Ein Abenteuer, das ich selbst erlebt habe?"

„Warum nicht? Indessen, wenn Sie es lieber von anderen Lippen hören wollen — gehen wir nach Nummer zwölf, Herr von Rodewitz."

„Gnädigste Comteß, hätte ich Alles gehört, was Sie die Güte haben wollten, mir mitzutheilen?"

„Wenn Sie wünschen, ja. Ich würde dann mir nur das Vergnügen machen, ein aufmerksameres Ohr für ihre Abenteuer zu suchen. Ich würde es bald finden. Gräfin Valerie Vohsberg. —"

Die Augen der alten Dame warfen sich stechend auf den Herrn von Rodewitz.

Er zuckte nicht.

Ich fasse dich doch! sagte sich die Comteß Ottilie Starenheim.

„Die fromme Dame", fuhr sie fort, würde unzweifelhaft große Erbauung finden durch die Erzählung des Abenteuers, das an jenem schönen See in ihrer nächsten Nähe sich abspielte. — Sie werden so nachdenklich, Herr von Rodewitz!"

„Ich erwarte nur Ihre ferneren Mittheilungen, gnädige Comteß. Sie sind noch nicht fertig."

„In der That, nicht ganz. Hatte nicht auch der

Prinz Ludwig eine Rolle in jenem Abenteuer? — Sie schweigen? Sie erwarten noch mehr von mir?"

„In der That!"

„Herr von Rodewitz, wer hat die Drohbriefe an den Fürsten geschrieben?"

Die Frage war für den Hauptmann eine völlig unerwartete. Sie konnte, sie mußte ihn um so mehr verwirren, als er von dem Gedanken erfüllt und beunruhigt war, daß die alte Dame seine Geheimnisse und Abenteuer vom Hallensee kannte, daß sie deren Mittheilung an seine Verlobte, die fromme und strenge Gräfin Vohsberg gedroht hatte und daß sie ganz die Bosheit und den Muth dazu hatte, ihre Drohung wahr zu machen.

In diese Unruhe werfe ich ihm sein zweites Geheimniß. Der Schlag muß ihn vernichten. So dachte die alte Comteß.

„Gnädigste Comteß", sagte der Hauptmann von Rodewitz mit der vollsten Ruhe und Unbefangenheit, „wenn Sie mir auch darüber Auskunft ertheilen können, das Großkreuz unseres Mariannenordens wäre Ihnen sicher.

Ein wenig zitterten die Lippen der alten Comteß vor Zorn; ein wenig öffneten sich ihre rothen Nasenflügel in dem Bedürfnisse nach einer Prise de contenance. Aber —

„Gehen wir zu Frau von Fahrenholz", sagte sie, ruhig wie der Herr von Rodewitz.

„Zu welchem Zweck, meine Gnädigste?"

„Sie sollen in Ihrer Gegenwart die Auskunft erhalten, die mir den Mariannenorden einbringen wird."

„Und wo treffen wir die Frau von Fahrenholz?"

„Sie haben die Wahl! Entweder jetzt gleich in Nummer zwölf drüben, oder heute Abend bei Ihrer Verlobten, der Comteß Vohsberg."

Endlich schien die alte Dame den vernichtenden Schlag gegen den Hauptmann geführt zu haben. Er hatte freilich selbst sein Haupt ihr hingehalten. Er war mit seiner letzten Frage zu weit gegangen. Konnte er die Anklage, die beide Frauen, die Comteß, wie Antonie von Fahrenholz, gegen ihn vorzubringen hatten, in Gegenwart des Gatten jener, in Gegenwart seiner eigenen Braut anhören? Und wenn er es nicht konnte, wenn er also die Wahl, die ihm überlassen war, ganz ablehnte, sah das nicht einem Geständnisse so ähnlich, wie ein Ei dem andern? Führte dann nicht die Comteß ihre Drohung aus, zu der Gräfin Vohsberg zu gehen, gar mit der Frau von Fahrenholz, und der frommen und ehrenhaften Dame zu sagen: Er hatte nicht den Muth, mit mir zu ihnen zu kommen?

Eine leise Blässe hatte sich auf die Wangen des Hauptmanns von Rodewitz gelegt.

„Gehen wir zu Nummer zwölf, meine Gnädige“, sagte er.

„Mit oder ohne den Obersten?“ fragte sie.

„Wie sie es wollen!“

Sie besann sich.

Sie sollte zu keiner Entscheidung gelangen.

Es wurde an die Thür geklopft. In dem nämlichen Augenblicke trat der Unteroffizier Klaus ein.

Er hatte eine geheimnißvolle Miene. Seine Augen sagten der alten Dame, daß er ihr etwas mitzutheilen habe.

Sie schritt auf ihn zu. Er flüsterte ihr drei heimliche Worte in's Ohr.

„Gut!“ sagte sie.

Er ging.

Sie wandte sich zu dem Hauptmann. Sie sprach ernst, fast stolz zu ihm:

„Herr von Rodewitz, ich entlasse Sie heute. Ich sehe Sie in den nächsten Tagen wieder. Haben Sie bis dahin Ihre Verbrechen gegen die Familie Mandel nicht gesühnt, oder haben Sie meinen braven Obersten nur ein einziges böses Wort gesagt, so kennt die Gräfin Vosberg Sie, und die arme gefangene Fürstin weiß, wer der Mann

ist, den sie für ihren Freund hält. Ich habe Sie in meiner Gewalt, mein Herr!"

Damit verließ sie ihn.

Der Herr von Rodewitz trat vor den Spiegel, um zu schauen, ob er so vernichtet aussehe, wie er sich innerlich fühlte.

6.

An der langen, schnurgeraden Pappelallee, die aus der Festungsstadt in das Gebirge führte, lag rechts, wenn man aus der Festung kam, eine lange, hohe Mauer. Wir sahen sie schon einmal und hörten auch von ihr; sie umschließe einen großen Garten; in diesem stehe ein großes Haus, in dem großen Hause seien allerlei Geheimnisse; unter Anderen wohne eine junge, schöne Wittwe darin, und hinten in der Rückseite der Mauer befinde sich ein geheimer Eingang. So hatte der Doctor Schild, der Freund und Hausarzt des Herrn von Halthaus, der auch Arzt in dem geheimnißvollen Schanzenschlosse war, dem pensionirten Oberstlieutenant von Trittov erzählt, der das Klatschblatt von Stadt und Festung war. Der Doctor hatte hinzugesetzt, daß der geheime Eingang hinten in der Mauer von einem großen Kettenhunde, einer wilden Bestie, bewacht wurde, freilich nur bei Abend.

Nach diesen Mittheilungen hatte der Oberstlieutenant sich in eine Restauration in der Nähe der langen Garten=

mauer begeben, unzweifelhaft, um, wenn die beiden Freunde, der Herr von Halthaus und der Doctor Schild, sich entfernt hätten, nach den besprochenen Geheimnissen und Heimlichkeiten Recognoscirung anzustellen. Wir folgten ihm nicht weiter. Er mußte aber irgend etwas für seine Neugierde gefunden haben. Denn an dem Abende desselben Tages, an dem er mit den beiden Freunden dort zusammengetroffen war, finden wir ihn wieder auf derselben Stelle. Es war schon dunkel. Er war, wohl um die volle Dunkelheit abzuwarten, in der Allee lange Zeit auf- und abgegangen. Als er meinte, daß es Zeit sei, verließ er die Allee; er schritt die Mauer entlang, bis er an ihre Rückseite kam, machte dann Halt, ob er nichts Verdächtiges oder Bedenkliches höre; er vernahm nichts, schritt weiter; allerdings sehr vorsichtig; denn er kam mit jedem Schritte dem heimlichen Eingange näher, an dem bei Abend der wilde Kettenhund sein sollte.

Er erreichte den Eingang.

Es war ein kleines eisernes Gitterpförtchen, gerade in der Mitte der Rückseite der Mauer.

Man blickte durch das Gitter auf einen mit weißem Sande bestreuten Pfad, der in gerader Richtung auf ein Haus in der Mitte des Gartens führte, so viel man in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, ein helles, freundliches Landhaus.

Der Herr von Trittov war leise, kaum hörbar näher

gekommen; seine spähenden Blicke waren nach allen Seiten hin gerichtet; seinen derben Spazierstock, mit einem schweren eisernen Knopfe versehen, hielt er immer zum Zuschlagen bereit. Es war ihm nichts passirt. Draußen war also der Kettenhund nicht, wenigstens noch nicht. Aber drinnen im Garten, jenseits des Pförtchens? Er hielt sich in respectvoller Entfernung von diesem. Aber die Neugierde muß Alles wissen, selbst Gefahren zum Trotze. Er räusperte sich, er knurrte wie ein Hund. Es regte sich nirgends etwas.

Der Doctor hat geträumt mit seinem Kettenhunde!

Er trat näher an das Pförtchen; er schaute aber doch vorher um sich, wohin er gegen den ersten wüthenden Anlauf des Thieres retiriren könne.

Eine große Eiche stand zehn Schritte hinter ihm, ein paar dichte Schleedornsträuche umgaben sie; dort konnte er sich decken, zugleich sich verbergen.

Durch das schmale Pförtchen sah er nicht viel in dem Garten; Blumenbeete zur Seite des weißen Pfades, einige Spaliere, näher nach der Mauer hin noch eine dunkle Buschpartie, wie eine Laube. Bewegung und Geräusch waren nirgends.

Aber plötzlich hörte er etwas hinter sich, draußen an der Mauer.

Er flog zurück hinter die Eiche, hinter die Schleedornen.

Ein Schritt nahete sich längs der Mauer von der Stadt her, ging auf das Gitterpförtchen zu, blieb an diesem stehen.

Der alte Oberstlieutenant wurde in seinem Versteck unruhig; er hätte sich beinahe verrathen.

Bei Gott, es ist der Kammerdiener des Prinzen! Was will der hier? Und was trägt er? Einen Carton? Was mag er darin haben? Zu wem kann er ihn tragen?

Der Diener des Prinzen hatte kaum zwei Sekunden an dem Pförtchen sich verweilt. Er öffnete es, trat in den Garten, machte es hinter sich zu. In dem Garten verschwand er den Blicken des Herrn von Trittov.

Ah, ah, sagte sich der überraschte Oberstlieutenant, das geheimnißvolle Pförtchen stand offen! Und der Bursch wußte es. Er scheint hier überhaupt guten Bescheid zu wissen. Ja, ja, die Kammerdiener sind die Vertrauten ihrer Herren. — Hm, und da wäre ich auf einmal mitten in ein Abenteuer gekommen. Was sich nun nur weiter ereignen wird! Wo der Mensch nur geblieben ist?

Er mußte es wissen; die Neugierde drängte ihn unwiderstehlich.

Er verließ seinen Versteck, schlich wieder zu der Gitterthür.

Zu dem Hause ist er nicht gegangen. Er müßte noch in dem weißen Pfade zu sehen sein. Er ist also zur Seite

getreten; wahrscheinlich zu der Laube da rechts. Mit wem er dort zusammen sein wird?

Er horchte. Er vernahm aber keinen Laut.

Ich müßte es hören, wenn er mit Jemandem spräche, möchten sie auch noch so leise reden. Er erwartet also Jemanden! Aus dem Hause! Ah, wer es sein wird? Die schöne, junge, geheimnißvolle Wittwe?

Potz Wetter! fuhr er plötzlich zurück.

Der Schreck hatte ihn mit zwei Sätzen hinter seine Eiche verjagt.

Ein rascher, eiliger Schritt nahete sich; aber er kam nicht von der Stadt her, sondern von der entgegengesetzten Seite aus einem Gebüsch.

Aus dem Park von Schloß Neerach? fragte sich der Oberstlieutenant.

Er war hier überall bekannt.

Der Park des Schlosses Neerach dehnte sich in fast allen Richtungen weit aus nach der Stadtseite hin bis nahe zu der Mauer, an deren heimlichem Pförtchen der pensionirte Offizier auf der Lauer stand.

Aus dem Parke kam der hervor, den der Herr von Trittov mit eiligen Schritten sich nahen sah.

Und der Offizier erkannte auch ihn, und er hätte ein Rad schlagen mögen vor Ueberraschung und Verwunderung, wenn nicht der Schreck ihn zugleich beinahe gelähmt hätte.

Der Prinz! der Prinz selbst! So wahr mir Gott helfe!

Wohin der denn wolle? fragte er sich nicht.

Wo der Diener ist, da bleibt auch der Herr. Also der Prinz macht der jungen, schönen, geheimnißvollen Wittwe die Cour! Auch er! Hm, hm, auch ihr? Ob der Doctor auch das schon wußte? Richtig, da geht er in den Garten! Und er weiß genau so gut Bescheid hier, wie sein Kammerdiener, wahrscheinlich noch besser!

Der Prinz hatte, ohne anzuhalten, die Gitterthür geöffnet, war in den Garten getreten; die Thüre schlug er ohne viele Umstände hinter sich zu.

Auch er war dann den Blicken des Herrn von Trittov entschwunden.

Der Offizier wagte nicht, ihm zu folgen.

Aber im Augenblicke nachher kam der Kammerdiener des Prinzen aus dem Garten zurück, schlug den Weg zur Stadt ein. Den Carton sah der Offizier nicht mehr in seinen Händen.

Ob ich es jetzt wage? Das gibt ein Rendezvous dort. Im Garten oder im Hause! In beiden Fällen kann ich sobald nicht gestört werden!

Er wagte es. Er trat leise vor, schlich zu dem Pförtchen und fuhr zurück.

In dem weißen Pfade kam vom Hause her eine Dame.

Der Oberstlieutenant konnte auch in dem halben Dunkel des Sommerabends sie nicht erkennen. Er kannte freilich keine der Damen, die in dem Landhause wohnten oder wohnen mochten. Er durfte auch nicht zu nahe an das Gitter des Pförtchens sich vordrängen. Das Rauschen ihres seidenen Kleides hörte er deutlich.

Nicht weit von dem Pförtchen verließ sie den Pfad, sie ging nach links, dort, wo die dunkle Buschpartie sich befand, die er für eine Laube hielt.

Ah, es muß eine stille, dunkle, verschwiegene Laube sein! Hier am Ende des Gartens, in der Nähe des geheimen Pförtchens, so recht sicher für die Zärtlichkeit geschaffen! Richtig, richtig! Da kommt Seine Hoheit ihr schon entgegen!

Aber was ist das? Sie umarmen sich nicht! Er küßt ihr nicht einmal die Hand. Und er hat den Carton in der Hand, den der Diener trug! Ah, da gehen sie in die Laube! Jetzt, jetzt!

Der Herr von Trittov drängte sich fast zwischen die eisernen Stäbe des Pförtchens; er mußte sehen und hören, was sich in der Laube begab. Sehen konnte er zwar nichts; aber er verstand bald Wort für Wort, was gesprochen wurde; das Paar in der Laube sprach ungenirt laut genug.

„Aber Hoheit, das ist ja etwas Wunderbares an Schönheit und an Pracht!“

Teufel! sagte sich der Herr von Trittov etwas enttäuscht. Das ist ja die alte Frau von Schirmer. Was hat er der in dem Carton gebracht?

„Ihr Beifall entzückt mich, gnädige Frau", sagte der Prinz.

„Woher haben Hoheit nur diese wunderschönen Blumen? Dieses Bouquet ist nicht von hier."

„Der Hofgärtner hat es mir aus der Residenz gesandt."

„Welche gnädige Aufmerksamkeit, Hoheit! Welche Huld, welche Gnade! Wie glücklich wird meine Amalie sein! Einen solchen Geburtstag hat das Kind noch nicht gefeiert!"

Hm, hm, — war der Oberstlieutenant noch einmal enttäuscht.

Aber er horchte weiter.

„Aber Hoheit" — rief die Dame und sie stockte verlegen.

Der Prinz schien zu warten, daß sie von selbst fortfahren werde.

Sie sprach auch wieder; sie hatte ihre Verlegenheit überwunden.

„Wie würden Hoheit mein Kind doppelt glücklich machen, wenn sie Ihnen persönlich ihren Dank aussprechen dürfte!"

„Die alte Kupplerin!" sagte der Herr von Trittov.

„Gnädige Frau", antwortete der Prinz, „Sie würden Ihrerseits mich unsäglich glücklich machen, wenn Sie mir gestatten könnten, das Bouquet Fräulein Amalie persönlich zu überreichen. Im Hause möchte nur meine Gegenwart störend wirken —."

Er vollendete jetzt nicht.

Die Dame wußte freilich schon, was er sagen wollte.

Auch der Oberstlieutenant wußte es.

„Der Spitzbube!" sagte er.

„Dürfte ich es wagen, Hoheit", bat die Dame, „in Begleitung meines Kindes hierher zurückzukehren?"

„Sie würden mich zu dem glücklichsten Menschen machen, gnädige Frau!"

„In fünf Minuten sind wir hier, Hoheit!"

Die Kupplerin, die Kupplerin! sagte sich der Herr von Trittov, indem er sittlich sehr entrüstet und in befriedigter Neugier sehr vergnügt sich die Hände rieb.

Die Dame kehrte schnell zu dem Hause zurück.

Den Prinzen hörte der Oberstlieutenant mit raschen, wohl ungeduldigen Schritten in der Laube auf- und abgehen.

Und wenn sie kommt? sagte sich der Herr von Trittov. Wenn die Mutter mit ihr kommt, pah, was geht es denn mich an? Eine Mutter muß ihr Kind selbst bewahren. Aber wenn sie das junge Ding allein schickt? Sie ist die alte Kupplerin und das Fräulein ist jung

und unerfahren und die Braut Dahlen's, und der Herr von Dahlen ist ein braver Offizier; wenn er auch immer ein Starrkopf war, so hatte er doch Ehre, und — und es wäre eine verdammte Geschichte, und — und was fange ich hier an, wenn das Fräulein allein kommt?

Er sollte zu keinem Entschlusse, nicht einmal zu einer Antwort auf die Frage kommen.

Wiederum nahete sich ein rascher, eiliger Schritt von dem Parke des Schlosses Neerach her.

Der brave Oberstlieutenant war wie ein Blitz hinter seiner verbergenden und schützenden Eiche.

Herr des Himmels, der Herr von Dahlen! Er selbst. Will er zu seiner Braut? Auch er! Ihren Geburtstag mit ihr zu feiern? Schon am frühen Morgen mußte er mit seinem Herrn fort. Da hatte er den ganzen Tag keine Zeit. Auch wohl ein Stückchen Seiner Hoheit! Der prinzliche Herr ist stark in solchen Dingen. Da hat der arme Adjutant von der Gesellschaft im Schlosse sich weggestohlen, um noch zum Abend der Verlobten seine Glückwünsche darzubringen. Ah, ah, wenn er auf den Prinzen stieße! Wenn er der Braut auf dem Wege zum Rendezvous begegnete? Wenn die junge Dame schon, während ich hier hinter dem Banm stehe, im Garten in der Laube angekommen wäre, und sie stände bei dem prinzlichen Liebhaber, empfinge von ihm das prachtvolle Bouquet und er dürfte dafür —.

In den Garten geht er! Leise öffnet er das Pförtchen und — Teufel, was ist denn das? Was wird denn das werden?

Der Rittmeister von Dahlen, der Adjutant des Prinzen Ludwig, war mit raschem, sicherem Schritt herangekommen. Er hatte sich nicht nach rechts, nicht nach links gewandt; er ging wie Jemand, der sein ganz bestimmtes Ziel vor sich hat, das allein er erreichen will. So kam er an das Gitterpförtchen, auch hier besann er sich nicht erst, machte er keinen Halt, er öffnete es nur leise, legte es leise wieder in das Schloß. Dann aber stand er und schaute sich um und horchte. Und plötzlich sah der Oberstlieutenant ihn nach rechts den weißen Pfad verlassen und die Richtung einschlagen, in der die Laube sich befand, in der der Prinz war, auf die Ankunft des Fräuleins von Schirmer wartete, der Verlobten des Rittmeisters von Dahlen.

Hinter seiner Eiche litt es den Herrn von Trittov nicht mehr, aber bis ganz an das Pförtchen wagte er sich nicht wieder. Auch er kannte ja den Herrn von Dahlen und wußte daher so gut wie der Doctor Schild, daß der prinzliche Adjutant schon lange seinem hohen Herrn gegenüber, still, wie der Hund an der Kette, die Zähne fletschte und für sich knurrte, bis einmal plötzlich die Wuth Herr über ihn werde und er seine Kette zerbeiße und zer=

reiße und — dann gnade Gott dem, der ihm in den Weg komme.

In seinem Wege fand der Herr von Dahlen jetzt den Prinzen, und zwar in dunkler Abendstunde, in der stillen Laube, in dem einsamen Garten, in der nächsten Nähe seiner Verlobten. Und der Prinz war ein hoher Herr, wenn der schwächliche Thronerbe starb, der nächste zum Throne.

Und wenn der Dahlen ihn so in seiner so lange verbissenen Wuth anfiele, und es würde bekannt, daß ich in der Nähe gewesen sei und dem hohen Herrn keine Hülfe geleistet hätte, alle Wetter, man kennt ja unsere saubern Gerichte, sie wären im Stande, mich als Hochverräther köpfen zu lassen. Weit davon ist —

Er wollte sich doch lieber leise davon machen. Da hörte er sprechen, in dem Garten, in der Laube. Konnte der neugierige alte Herr gehen? Und wären alle Häscher seines engeren deutschen Vaterlandes hinter ihm gewesen, er mußte hören, was sich weiter begab; sehen konnte er leider nichts.

Der Rittmeister von Dahlen sprach, mit gedämpfter, unterdrückter Stimme zwar, aber man hörte das Zittern dieser Stimme!

Vor Wuth! sagte sich der Herr von Trittov. Wenn diese Wuth losbricht!

Der Prinz mußte seinen Adjutanten mit einer Frage

empfangen haben, vielleicht mit den höhnischen Worten, was ihm das Vergnügen dieses unerwarteten Zusammentreffens verschaffe; vielleicht auch mit dem kurzen, brüsken Anfahren, was er denn hier wolle.

„Hoheit", erwiderte die gedämpfte, zitternde Stimme des Adjutanten, „ich bin hier auf einem Wege, den die Ehre mir nicht verbietet."

„Herr!" fuhr der Prinz auf.

Aber in demselben Momente mäßigte er sich.

Er sprach ruhig, stolz, befehlend weiter:

„Rittmeister von Dahlen, Sie werden augenblicklich diese Stelle, diesen Garten verlassen."

Eine Antwort des Herrn von Dahlen hörte der Herr von Trittow nicht.

Aber den Prinzen hörte er mit erhöhter, strenger Stimme fortfahren:

„Ich befehle es Ihnen! Sie gehorchen augenblicklich!"

Da sprach der Rittmeister wieder, und seine Stimme war gedämpfter als vorher, aber zitterte unter einer Wuth, die in dem nächsten Momente unaufhaltsam losbrechen mußte.

„Prinz", sagte er, „ich werde nicht weichen. Aber Sie! Ich verlange, daß Sie sofort sich entfernen."

Es mußte mit diesen Worten irgend eine drohende Bewegung verbunden haben.

„Wahnsinniger!" rief der Prinz.

Aber durch den Zorn seiner Stimme klang zugleich ein Schreck, eine Angst hervor.

„Bei Gott, ich schieße!" rief der Rittmeister.

„Sie werden nicht!"

Ein Schuß fiel.

Der kleine Lieutenant Charles von Dürand hatte ihn im Garten des Schlosses Neerach gehört.

„Ein Pistolenschuß!" hatte er zu der erschrockenen Frau von Halthaus gesagt.

Er verstand sich darauf.

„Da haben wir das Unglück!" sagte sich der Oberstlieutenant von Trittov, und der alte Herr, der nicht gern als Hochverräther geköpft werden wollte, lief davon, was er laufen konnte.

7.

Die Frau von Halthaus hatte sich selbst etwas ermüdet gefühlt, als sie zu Constantin Wilke sagte, er werde wohl der Ruhe bedürfen. Der Tag war für sie ein sehr ereignißvoller gewesen. Als ihr neuester Anbeter sie dann aber verlassen hatte und sie nun allein mit ihren Gedanken war, kamen die Ereignisse des Tages über sie, und sie fühlte das unabweisliche Bedürfniß, ihren Gedanken darüber noch eine Zeit lang ungestört freien Lauf zu lassen.

Die Bedienten räumten in dem Garten den Tisch ab, wollten, als sie damit fertig waren, die noch offene, unter die Veranda führende Thür schließen.

Sie werde es selbst besorgen, sagte ihnen die Baronin.

Die Diener gingen.

Die Kammerfrau der Baronin erschien, um die Befehle der gnädigen Frau für das Auskleiden zur Nachtruhe einzuholen.

„Ich werde allein fertig werden“, sagte die Baronin.

„Gehen Sie nur zu Bette und sagen Sie auch den Leuten, daß Alles sich zur Ruhe begebe. Ich habe noch keinen Schlaf.“

Die Kammerfrau zeigte auf die offene Thüre.

„Ich verschließe sie selbst“, sagte auch ihr die Baronin. „Die Nachtluft ist so milde.“

Auch die Kammerfrau ging.

Die Baronin setzte sich in die Veranda zwischen den duftenden Blüthenbäumen.

Es war dunkle und stille Nacht um sie her. Nur zwei Kerzen hatte sie in dem Salon brennen lassen, ihr Schein fiel schwach durch die Thüre, verbreitete draußen keine Helle mehr. In dem Hause war kein Geräusch, keine Bewegung mehr. Im Garten und Park rührte sich kein Lüftchen.

Von der Pappelallee, von der Stadt und ihren Festungswerken kam kein Laut herüber.

Die Baronin gab sich ganz ihren Betrachtungen hin. Die Ereignisse des Tages zogen in ihrer bunten Mischung an ihrem Geiste vorüber, leicht und luftig und rosig meist, denn sie hatte ja den leichten Sinn, der gerne leicht nimmt und rosig färbt.

Der Prinz liebte sie. Der vornehme Herr hatte zwar schon mehrere Liebschaften gehabt; aber das waren leichte, vorübergehende Liaisons gewesen, an denen das Herz keinen Theil gehabt hatte, auch sein Herz nicht, namentlich

das seinige nicht; eitle und gefallsüchtige Frauen hatten ihn an sich zu locken, ihn zu umstricken gewußt; gar abgefeimte Buhlerinnen hatten aus allerlei selbstsüchtigen Motiven ihn in ihre Netze einzufangen gesucht: der arme Prinz war seinerseits der Verführte gewesen. Bei ihr, bei der jungen, schönen Marianne von Halthaus war das Alles ganz anders. Sie hatte in keiner Weise den Prinzen an sich zu ziehen und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gesucht. Ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit allein hatten ihn zu ihr hingezogen. Sie war nie gegen ihn kokett gewesen; sie hatte sich ihm nur gegeben, wie sie gegen alle Welt war, freundlich, heiter, fröhlich; sie war gegen ihn wohl gar zurückhaltender gewesen, als gegen Andere. Aber sollte sie ihn geradezu von sich abstoßen? Sollte sie unliebenswürdig, unartig, häßlich gegen ihn sein? Und so hatte sich seine Neigung zu ihr entwickelt, und es war eine wahre, innere und innige Herzensneigung; noch heute hatte er sie ja gebeten, nur von seinem Herzen zu ihr sprechen zu dürfen. Und — sie hatte es ihm noch nicht gestattet — aber war es denn ein Verbrechen, wenn sie ihn anhörte? Sie erhörte ihn ja damit noch nicht. Sie blieb immer die treue, ehrliche Frau, und sie spielte ja, ja, was ihr Herz betraf, so spielte sie nur, und auch das nur, um dem Prinzen zu zeigen, daß es noch brave Frauen gebe, daß auch sie dazu gehöre, und daß sie nicht sei, wie die eitlen, leicht-

sinnigen Koketten und selbstsüchtigen Buhlerinnen. Und wenn der Prinz sie so kennen lernte, mußte sie dann nicht seine Freundschaft gewinnen, und sie war die edle, reine und treue Freundin des Mannes, der vielleicht, der wahrscheinlich bestimmt war, einen Thron einzunehmen.

So träumte die Baronin von dem Prinzen, und so belog sie über ihn sich selbst.

Und ihr Vetter Charles von Dürand, der kleine, kecke, schwarzlockige Husarenlieutenant? Er war ja ein Knabe, zu einem hübschen Spielzeug so recht wie geschaffen, weiter aber auch nichts.

Ihr Mann! Ihn liebte sie, ihn allein, mit ihrem ganzen vollen Herzen! Wenn sie manchmal anderer Meinung war, als er, darf denn eine Frau keine eigene Meinung haben? Wenn ihr Umgang mit der Frau von Geldern, ihr Verkehr mit dem Prinzen, selbst ihr Spiel mit dem kleinen Vetter Husarenlieutenant ihn verstimmte, ihn gar unglücklich machte, so war das pure Eifersucht, die häßliche Krankheit, von der sie ihn heilen mußte; und im Grunde, nur oder doch hauptsächlich um ihn zu heilen, that sie so Manches, was er anklagte, was er in seinem Mißmuthe als Verbrechen ihr vorwerfen wollte. Und warum anders wollte sie ihn heilen, als weil sie ihn so herzlich und innig liebte? Und so krank war er noch immer, daß er heute in vollem Aerger und Zorn der Eifersucht sogar sie verlassen hatte! Aber halt! das hatte

doch jetzt, nach den Enthüllungen ihres neuen Gastes, seinen anderen, seinen ganz besonderen Grund!

Und, ei, ei, Herr von Halthaus, verdienen Sie dafür nicht ihre kleine Strafe? Muß ich mir nicht dafür meine Genugthuung nehmen? Wie nehme ich sie nur? Der Herr Constantin Wilke selbst — ah, gegen den Prinzen und selbst gegen den losen Charles kommt er nicht auf! Und dann die Kammerjungfer oder Kammerfrau, die er mit sich führt —! Eine Unglückliche soll sie sein, die er nicht kenne, der er aus bloßem Mitleid sich angenommen habe. Ah, ein solches Mitleid muß gefährlich werden können, und — wer weiß, welche Nebenbuhlerin ich da am Ende hätte! Ich könnte mich zuletzt lächerlich machen — mein eigener Mann lacht mich aus — und der freche Charles, und der Prinz gar! Nein, nein! der Prinz —!

Sie wurde in ihren Betrachtungen unterbrochen.

Durch die Stille der Nacht, durch das undurchdringliche Dunkel des Gartens drang ein Geräusch an ihr Ohr. Sie horchte. Es war ein Schritt, der von der Stadt her sich nahte.

Wer kann in der späten Abendstunde noch kommen? Sollte es der Prinz sein, der die Gesellschaft noch hier vermuthet?

Der Prinz war doch wieder ihr erster Gedanke.

Sicher ist er es. Er geht rasch. Er will nicht zu spät kommen. Aber was ist das?

Der Nahende war in der That mit eiligem Schritte näher gekommen. Auf einmal ging er langsamer; dann hörte man ihn gar nicht mehr. Er mußte und konnte an einer Stelle angelangt sein, wo er das, wenn auch schwache, Licht des Gartensalons sah, das ihm bis dahin das Gebüsch verborgen hatte.

Mein Mann! sagte sich plötzlich die Baronin. Der Prinz hätte seine Schritte beschleunigt, wenn er sah, daß noch Licht im Salon war. Aber der gute Eduard, — Othello nannten sie ihn ja schon auf der Universität —. Ah, die Eifersucht trieb ihn zurück, auch die Eifersucht auf mein Souper, von dem er ja wußte, auf seinen Freund Constantin Wilke, der mir sechs Wochen lang den Hof machen darf, auf noch alle Welt. Gewiß, gewiß, es ist mein eifersüchtiger Mann. Wer könnte sonst in der Nacht noch hierher kommen, wenn er es nicht wäre? Wer hätte in der tiefen Finsterniß so rasch und sicher durch die gewundenen Gänge und Pfade den Weg finden können? Der kleine Spitzbube Charles noch? Er kennt hier auch jeden Baum —. Ah, da geht er wieder. Er kommt wieder näher. Und das ist nicht der leichte und kecke Husarenschritt von Charles. Das ist ein vorsichtiger Mann, der erst das Terrain an dem Salon recognosciren will. Also mein Mann! Wie empfange ich

ihn? Wie lasse ich ihn büßen? Seine Strafe muß er haben! Ah, jetzt weiß ich es!"

Die Baronin hatte schon seit einiger Zeit ihren Stuhl unter der Veranda verlassen. Ihre Betrachtungen über den Prinzen, den kleinen Husarenlieutenant, ihren eifersüchtigen Gatten hatten wohl einen lebhafteren Charakter genommen. Sie war die Stufen der Veranda hinuntergegangen, eine Weile in dem Rondel vor dem Hause auf- und abgeschritten, hatte sich dann auf einer Bank niedergelassen, die am Ausgang eines aus dem Gebüsch des Gartens nach dem Hause führenden Pfades stand. Hier hatte sie weiter geträumt.

Sie war dort etwa dreißig Schritte von der Veranda und der offenen Thür des Gartensalons entfernt.

Sie blieb sitzen, als sie den Nahenden vernahm.

Dieser war in einem Gange zur Seite. Sie war, wenn er auch an ihr vorbeiging, durch Gehüsch vor ihm verborgen.

Sie blieb ferner sitzen.

Ich lasse ihn bis in die Nähe der Veranda kommen. Dann springe ich plötzlich auf, stoße einen leisen Schrei des Erschreckens aus, fliehe in diesen dunkeln Gang. Er hat meine Stimme erkannt, die Eifersucht gibt ihm ein, ich hätte hier ein Rendezvous, sei von ihm überrascht, vor ihm geflohen. Er setzt mir nach, ich verberge mich. Ich

bin verschwunden. Er sucht mich. Zuletzt —. Ah, es wird reizend werden.

Sie hatte den Gedanken noch keine Worte zu geben vermocht, als der Nahende schon an ihrer Seite war, in dem nämlichen Augenblick vor ihr stand.

Sie war von ihm überrascht.

Sie schrie auf, nicht leise.

8.

Der Prinz Ludwig war ein großer und berühmter Feldherr und sein Heldenmuth — sein ganzes hohes Haus war natürlich ein Heldengeschlecht — wurde in der Armee angestaunt und in den Zeitungen vergöttert; ich glaube, man hat auch Bücher darüber geschrieben.

Als der Schuß des Herrn von Dahlen fiel, ließ der Prinz den prachtvollen Blumenstrauß, den er noch in der Hand hielt, zu Boden fallen, und er griff mit der einen Hand nach seinem Herzen, mit der anderen nach seinem Kopf und wankte. Er fühlte sich unversehrt, er konnte aufrecht stehen.

„Elender!“ sagte er. „Du wirst es büßen.“

Der Herr von Dahlen aber spannte mit sicherer Hand den zweiten Hahn seines Doppelpistols und sprach mit fester Stimme:

„Hoheit, wenn Sie nicht augenblicklich gehen, so ist diese Kugel für Sie bestimmt, und, bei Gott, sie wird nicht fehlen, wie die erste es sollte.“

Und der Prinz verließ augenblicklich den Garten und ging weiter in die Nacht hinein.

Er zitterte, er knirschte, halb vor Schreck, halb vor Wuth.

„Der Elende! der Ehrlose! der feige Mörder! Seine Hand nach mir auszustrecken! Nach seinem Vorgesetzten, seinem Herrn! seinem künftigen Landesherrn! Er wagte es! Das unerhörte Verbrechen! Und er sah mich wanken, mich erschrecken! Und ich floh vor ihm, ich gehorchte seinem Befehle. Er durfte mir befehlen, und ich gehorchte! Der feige, elende Hund! Und dieser Hund sah mich feige! Mich, mich!"

Der Prinz tobte gegen sich, raste wie ein Wahnsinniger durch die Felder, durch die Gebüsche.

Er zog seinen Degen, die einzige Waffe, die er bei sich führte. Aber er wollte ihn zerbrechen.

„Elendes Werkzeug, warum vertheidigtest du mich nicht? warum zog ich dich nicht?"

„Aber ich wäre ja zu spät gekommen! Wie ich nur die Hand nach ihm ausstreckte, hatte er mich schon niedergeschossen!"

Es war keine Entschuldigung; selbst seine Wuth sagte es ihm.

„Er sah mich fliehen! Ich floh vor ihm, um mein Leben zu retten! Vor ihm, vor meinem Diener, vor dem Hunde! Kann ich die Schmach ertragen?"

Dann kamen Rachegedanken über ihn.

Er soll es büßen! Die Hand, der Arm, der sich gegen mich erhob! Ah, der Schurke! der Mörder! Er müßte gehängt werden. Kein ehrlicher Soldatentod! Aber bringt denn nicht jeder Tod es in die Welt, daß ich vor dem Menschen floh, daß ich feige gegen ihn war, aus Feigheit, um mein Leben zu retten, ihm, ihm gehorchte? Ah, warum gibt es keine Burgverließe mehr, wie im Mittelalter, in denen er verschwände für immer, nagend an seiner Kette, mit seinen Nägeln sich die Brust zerfleischend, sich und die Welt in ohnmächtiger Wuth verfluchend!

Aber es gab nun einmal solche geheime unterirdische Burgverließe nicht mehr.

Finde ich denn gar keine Ruhe, keine Rache, keine Genugthuung mehr? Soll die Welt mich verhöhnen? Soll ich selbst in einer Höhle, in einem alten, finsteren, unterirdischen Raume mich vergraben, um nicht zum Gespötte von Knaben und Weibern werden zu müssen? Wem kann ich noch in's Angesicht schauen? Von welcher Frau kann ich noch Liebe fordern?"

„Liebe! Liebe! Ich will sie fordern! Von ihr! Sie soll sie mir schenken! Sie soll! Sie soll!"

Ein plötzlicher, ein furchtbarer Gedanke war über ihn gekommen. Ein entsetzlicher Entschluß stand in ihm fest.

Er war der leidenschaftliche Mensch. Er war der hochgeborene Prinz, dessen Wille seit seiner frühesten Jugend für seine Umgebung Befehl gewesen, dessen Leidenschaften, auch die wildesten und unbändigsten, nie eine Schranke gekannt hatten.

Seine Wuth hatte endlich ein Ziel der Befriedigung gefunden. Konnte er ihm entsagen?

Aus der Ferne schauten am Nachthimmel die Umrisse des Schlosses Neerach ihm entgegen. Er befand sich in der Nähe des zu dem Schlosse gehörigen Parkes. Er war bekannt darin.

„Zu dem Schlosse! Die kleine Gesellschaft wird noch beim Souper dort sein. Ich überrasche sie. Die Frau von Halden sorgt für das Weitere. Der Champagner hat schon Anderes gethan. Er braust durch die Adern, übergibt die Herzen."

Er betrat den Park. Er kam dem Schlosse nahe, der Seite des Gartensalons. Dort sollte das Souper eingenommen werden; er wußte es ja auch. Er kam näher. Er sah Licht in dem Salon; aber es war nur ein schwaches Licht, bei dem noch schwerlich eine Gesellschaft versammelt sein konnte. Er blieb stehen, horchte. Er hörte kein Sprechen, kein Gläserklirren, keinen anderen Laut, nicht den geringsten.

„Die Gesellschaft ist fort. Wenn nur die Gäste sich entfernt hätten, die Wirthin noch da wäre!"

Er ging wieder voran, er beschleunigte seine Schritte. Er ging in einen dunkeln Gang zwischen Gebüsch.

Es blieb still in dem Salon. Er sah dessen Thür halb geöffnet. Es herrschte nur ein Halbdunkel darin.

„Wenn sie noch da wäre? Sie könnte nur allein sein! Sie träumte! Mit dem von dem Champagner aufgeregten Blute! Sie wäre mein!"

Er hatte den kleinen offenen Platz vor der Veranda erreicht, in den die aus Park und Garten führenden Gänge und Pfade mündeten.

Ein Lichtstreifen aus dem Saale fiel neben ihn in das Gebüsch. Er sah etwas Hellglänzendes in dem Grün des Laubes.

„Eine Dame? Allein?"

Er stand vor ihr. Er erkannte sie.

„Gnädige Frau, Sie hier?"

Er lag vor ihr auf den Knieen; er umfaßte ihre Kniee.

Sie schrie laut auf.

Sie hatte an ihren Mann gedacht, den Prinzen nicht erwartet, so gewiß nicht, so plötzlich nicht, so ungestüm.

„Hoheit!" rief sie. „Hoheit, ich beschwöre Sie."

Sie wollte es rufen.

Er war aufgesprungen; die Wuth war wieder in ihm wach geworden, jene wilde Wuth; er umfaßte ihre Kniee nicht mehr, aber ihre Schultern, ihren Nacken; er

preßte seine Lippen auf die ihrigen, daß ihre Worte erstickten.

Ich rufe Hülfe! wollte sie rufen.

„Marianne, ich liebe Sie!“ küßte er ihre Worte weg.

„Prinz, lassen Sie mich!“

„Marianne, mein Engel, mein Alles, ich liebe dich zum Wahnsinn!“

Eine furchtbare Angst hatte sie ergriffen.

Sprechen konnte sie nicht, nicht vor Angst, nicht unter seiner Umarmung.

Sie wollte sich von ihm losreißen, ihn von sich stoßen. Es war nicht möglich; sie war das schwache Weib, er der kräftige Mann, der wild aufgeregte Mann.

Sie konnte nur stöhnen, ohnmächtig ächzen.

„Ich bete dich an, Marianne. Du mußt mein sein.“

„Lassen Sie mich, ich beschwöre Sie!“ ächzte sie.

„Nimmer, nimmer! du mußt mich wieder lieben.“

„Ich verabscheue Sie!“

„Ah, ah, auch Du?“ knirschte es in ihm. „Auch vor dir sollte ich fliehen, wie ein elender Feigling? Auch du solltest über mich spotten, mich höhnen dürfen?“

„Du mußt mein sein“, rief er. „Du sollst mich lieben, warum zeigtest du mir Liebe? War es Heuchelei? Wähntest du mit mir spielen zu dürfen?“

„Schurke!“ tönte es über ihm.

Er sprang auf, er wollte seinen Degen ziehen.

„Herr, rühren Sie sich nicht!“

Constantin Wilke hielt ihm die Mündung seines Pistols vor die Brust.

Ein prachtvoller Blumenstrauß entfiel diesmal nicht der Hand des Prinzen.

Aber die Hand, die den Degen ziehen wollte, sank an seinem Leibe herunter.

„Und nun, Herr“, sagte Constantin Wilke, „gehen Sie! Machen Sie, daß Sie dieser Dame aus den Augen kommen.“

Der Prinz verschwand in dem dunkeln Gange.

„Es war der Prinz!“ sagte die Baronin.

„Ah, ah“, meinte Constantin Wilke, „Schade, daß ich das nicht wußte. Der hätte eine bessere Lection verdient. Es kommt selten an die Prinzen, daß sie etwas lernen. Da muß man es ihnen denn gründlich beibringen.“

9.

Am andern Morgen war große Aufregung in der Festungsstadt.

Der lange, dürre Oberstlieutenant von Trittov hatte wenigen Schlaf gehabt, vielleicht gar keinen. Aus seinem Bette hatte er sich schon mit der Sonne erhoben, und die Sonne ging in den langen Sommertagen früh auf. Dann hatte er gewartet, bis sein oder vielmehr seiner Wirthin Milchmann kam, von dem er seine ersten Tagesneuigkeiten zu erhalten gewohnt war, und der Milchmann kam im Sommer und im Winter früh.

„Nichts Neues, Milchmann?"

„Daß ich nicht wüßte, Herr Oberstlieutenant."

„Wird das Wetter anhalten, Milchmann?"

„Habe keinen Bericht von oben, Herr Oberstlieutenant."

Der Milchmann schien heute nicht guter Laune zu sein.

Der Oberstlieutenant mußte doch weiter fragen:

„Im Schanzenschloß Alles still, Milchmann?"

„Habe nichts mehr gehört."

„Hm, Milchmann, die Geschichte von dem vornehmen Herrn mit der rothen Schnur um den Hals war ein Märchen. Es war eine Dame —“

„Mann oder Frau, Herr Oberstlieutenant, das ist gleich.“

„Oh, oh Milchmann!“

„Wenn es auf den Strick um den Hals ankommt, Herr Oberstlieutenant?“

„Und was Ihr damals von dem unterdrückten Schreien und Jammern gehört haben wolltet, Milchmann, war auch nur ein Märchen!“

„Nein, Herr Oberstlieutenant, es war eine alte Katze, die auf dem Dache saß.“

Mit dem Milchmann war in der That heute nichts anzufangen.

Der Oberstlieutenant zog seinen olivengrünen Frack an und ging in die Stadt.

Zu dem Palais zunächst, daß der Prinz bewohnte.

Der Schuß, der Schuß gestern Abend! Ob der Prinz getroffen war? Gehört hat man noch nichts! Von wem hätte ich auch etwas hören sollen?

Er hatte hierin Recht. Er wohnte ziemlich am Ende der Stadt, in einer entlegenen Straße, wohin die Tagesneuigkeiten der Stadt erst spät kamen. Er hatte zudem nicht gewagt, Jemanden, nur seine Wirthin, zu fragen, ob in der Stadt nichts vorgefallen sei; es hätte ihn ver-

rathen können, daß er um das Attentat auf den Prinzen wisse. Seine Fragen an den Milchmann hatte er jeden Morgen, sie konnten nicht auffallen.

Draußen in den Straßen fand er nichts Besonderes. Der Verkehr der Leute war wie immer.

Erschossen ist der Prinz nicht, so viel ist sicher.

Es wurde ihm leichter in Betreff seiner Gedanken an Hochverrath; es drückte ihn, da nun eine große Neuigkeit weniger in der Welt war.

Zum Fragen hatte er dennoch keinen Muth. Aber er ging geraden Weges zu dem Palais des Prinzen.

He, was ist denn das? Kein Doppelposten am Thore?

An dem Thore des Palais standen zwei Schildwachen, wenn der Prinz es bewohnte.

Heute war nur eine da.

Was war das? Der Herr von Trittov mußte es wissen. Die Neugierde brannte ihn. Er mußte etwas wagen.

Er ging zu dem Posten.

„Seine Hoheit verreist?"

„Ja!"

„Wann denn?"

„Heute Nacht!"

„Allein?"

„War noch nicht auf dem Posten."

Ein Offizier kam aus dem Palais, ein Adjutant von der Commandantur.

Der Oberstlieutenant kannte ihn.

„Was höre ich, Kamerad, seine Hoheit ist verreist?“

„Plötzlich! Heute Nacht!“

„Und warum?“

„Niemand weiß es. Der Prinz ist spät in der Nacht zu Hause gekommen. Er befiehlt sofort zu packen, Extrapostpferde zu bestellen, ist nach einer halben Stunde zum Thore hinaus, begleitet nur von dem Rittmeister Dahlen.“

Der Oberstlieutenant machte einen Satz.

„Dahlen?“

„Fällt Ihnen das auf, Herr Oberstlieutenant?

„Nein, nein! Nein, nein, Freundchen! Wie sollte mir das auffallen? Der Herr von Dahlen ist ja der Adjutant Seiner Hoheit!“

Der Offizier war eilig.

„Noch ein Wort nur, Kamerad. Wohin ist der Prinz gereist?“

„Auch das weiß man nicht.“

Der Offizier ging.

Der Oberstlieutenant stand in tiefem Selbstgespräche.

„Verreist! Mitten in der Nacht! Urplötzlich! Mit dem Dahlen! Der nach ihm schoß! Der ihn todt schießen wollte! Keim Mensch weiß, wohin! Was ist da passirt? Was wird man da noch weiter hören? Wie erfahre ich es? — Der Doctor Schild! er weiß alles. Der Mensch weiß ja mehr als ich.“

Der Oberstlieutenant rannte zu dem Thore, vor dem draußen in dem Birkenwäldchen das Schanzenschloß lag.

Der Doctor Schild war Arzt in dem einsamen, geheimnißvollen Schlosse, machte jeden Morgen dort seinen Besuch, mußte gerade jetzt auf dem Wege dahin, also in der Pappelallee, anzutreffen sein.

Aber er war nicht da. Der Herr von Trittov sah sich die Augen nach ihm aus. Der Doctor kam nicht von der Stadt, nicht vom Schanzenschlosse her.

Doch endlich war er zu sehen.

Er kam aus dem Wege, der von Schloß Neerach in die Pappelallee führte. Er ging in tiefen Gedanken und in großer Eile.

Der Oberstlieutenant schritt ihm fast nicht minder eilig entgegen. — Der weiß etwas, der hat etwas!

„Guten Morgen, lieber Doctor, wissen sie etwas Neues?"

Der Doctor hatte seine volle Ruhe, wie der Arzt sie immer haben muß.

„O ja, Herr Oberstlieutenant."

„Und was?"

„Sehr Vieles."

„Der Prinz ist abgereist!"

„Ja, heute Nacht, plötzlich!"

„Sie wissen es?"

„Wie könnte ich es Ihnen sonst sagen?"

„Sie wissen auch, wohin?“

„Er macht eine Reise.“

„Aber wohin?“

„Den Rhein hinauf — nach der Schweiz.“

„Ah, ah! Sie wissen auch das! Aber warum ist er so plötzlich abgereist?“

„Darüber ließe sich allerlei sagen, Herr Oberstlieutenant.“

„Sie wissen es also?“

„Ich denke. Aber entschuldigen Sie mich, Herr Oberstlieutenant, ich bin sehr eilig.“

Er ging dem Birkenwäldchen zu, in dem das Schanzenschloß lag.

Ich gehe mit Ihnen, wollte der Herr von Trittov sagen. Er besann sich anders.

„Was macht Ihre hohe Patientin im Schanzenschlosse?“ fragte er noch rasch den Arzt.

„Ich bin auf dem Wege, mich selbst danach zu erkundigen“, war die Antwort.

„Hm, hm“, sagte der Oberstlieutenant, „dieser Doctor Schild ist zuweilen sehr naseweis. Aber er hat immer Neuigkeiten. Und diesmal — auf Schloß Neerach muß etwas passirt sein. Umsonst war er nicht so eilig.“

Und der pensionirte olivengrüne Offizier ging mit großen Schritten nach Schloß Neerach, um an Ort und Stelle zu erfahren, was dort passirt sei.

Das schöne Schloß lag heute wie ausgestorben da.

Aber hinten an der Remise sah der Herr von Trittov einen Stallknecht. Zu ihm lenkte er seine Schritte.

„Die Herrschaft zu Hause?"

„Verreist." Der Herr Baron schon gestern Morgen."

Das wußte der Offizier.

„Und die gnädige Frau heute Nacht."

Das wußte der Herr von Trittov noch nicht und es war ihm so überraschend, daß er beinahe einen Satz gemacht hätte, wie vorhin vor dem Palais des Prinzen.

„Heute Nacht?"

„Ganz plötzlich."

„Wohin?"

„Das weiß kein Mensch."

„Allein?"

„Mit einem fremden Herrn, der gestern Abend spät hier angekommen war, und —"

Der Herr von Trittov machte wirklich seinen Satz.

Der Stallknecht fuhr fort:

„Und mit der Kammerjungfer des fremden Herrn."

„Wie? Was? Der fremde Herr hatte eine Kammerjungfer bei sich?"

„Eine junge hübsche Person."

„Und er selbst?"

„War auch ein junger hübscher Herr."

„Und hatte sonst keine Dame bei sich?"

„Er war mit der Jungfer allein gekommen.“

„Und die gnädige Frau ist mit den Beiden abgereist?“

„Und mit ihrer Kammerfrau; aber —“

„Aber?“

„Die Kammerfrau der gnädigen Frau mußte allein draußen, hinten in dem kleinem Coupé sitzen und die Kammerjungfer des fremden Herrn saß bei der gnädigen Frau im Wagen.“

Es war des Neuen und Ueberraschenden fast zu viel für den pensionirten Offizier, der das Tageblatt der Festung war. Er mußte zurück zu der Festung, um es zu verkünden, freilich in seiner Weise.

Zu Mittag wußten Stadt und Festung Alles, was der Herr von Trittov wußte und was er nicht wußte.

Der Prinz war in der Nacht plötzlich abgereißt, mit seinem Adjutanten. Es war etwas vorgefallen mit Beiden, und es mußte etwas ganz besonderes sein, weil Niemand sagen konnte, was es war.

In der Nacht war auch die Frau von Halthaus plötzlich aus Schloß Neerach verschwunden, unter geheimnißvollen Umständen, in geheimnißvoller Gesellschaft.

Standen diese und jene Reise in einer Beziehung zu einander? Niemand wußte es. Jeder hatte also seine besondere Vermuthung darüber.

10.

Die Baronin Caroline Limberg hatte Antonie Fahrenholz vom Hallensee mit sich nach dem Limberge genommen, wo sie am ersten Nachrichten ihres Mannes über den verschwundenen Herrn von Fahrenholz erwarten durfte, wohin auch die Pflicht der Gastfreundschaft gegen den Herrn von Dressel sie rief, den sie freilich vor der Hand noch in Abenteuern wußte.

Sie fand auf dem Limberge keine Nachricht.

Sie suchte ihre neue Freundin zu zerstreuen, indem sie sie in der näheren und ferneren Gegend umherführte.

So waren die beiden Damen auch nach dem Försterhause beim Schlosse Berge gekommen und hier in allerlei Abenteuer.

Als sie von da wieder auf dem Limberge anlangten, fand die Baronin einen Brief von ihrem Manne aus der Residenz vor. Er bat sie, auf das Schleunigste zur Residenz zu kommen, und zwar mit der Frau von Fahrenholz, die er in ihrem Wohnorte glaubte und die Caroline Limberg von da abholen möge. In der Residenz möchte

sie im Gasthofe zum Kronprinzen absteigen unter dem Namen einer Frau Sommer, vielleicht werde sie ihn dort treffen, sollte er aber, was wohl der Fall sein könne, nicht da sein, so möge sie die Frau von Fahrenholz sofort zu deren väterlichem Hause geleiten. Sei August von Dressel schon auf dem Limberge, so möge sie sich bei ihm in irgend einer Weise entschuldigen, in einigen Tagen werde sie zurück sein.

Die beiden Damen reisten sofort ab. Caroline Limberg ließ ein Billet für den Herrn von Dressel zurück.

In der Residenz fuhren sie Beide zuerst in den Gasthof zum Kronprinzen.

Ottokar Limberg war nicht da.

Caroline Limberg geleitete ihre Freundin zu dem väterlichen Hause.

Der Generalpostmeister von Mandel hatte eine große und elegante Wohnung in dem Gebäude des Generalpostamts. Er wohnte darin mit seinem Sohne, einem Töchterchen von zwölf Jahren und deren Gouvernante.

Er war Wittwer.

Sein Sohn war junger Offizier in der Garde des Fürsten.

Es war gegen Abend, als Antonie von Fahrenholz in der Wohnung ihres Vaters anlangte. Caroline Limberg hatte sie nur die Treppe hinaufgeleitet und sich dann zurückgezogen; sie glaubte, das erste Zusammentreffen der unglücklichen Tochter mit den nicht minder unglück-

lichen Ihrigen durch ihre Anwesenheit nicht stören zu dürfen.

Der Diener der Familie öffnete ihr die Thüre. Dem alten Manne schon sah man an, was jetzt in diesem Hause herrschte. Er erschrak, als er die junge Frau, die nicht erwartet war, plötzlich sah, als er sie in der Wittwentrauer sehen mußte.

„Auch Sie! Auch Sie!“

Dann trat ein Hoffnungsschimmer in sein Gesicht.

„Es ist gut, daß Sie da sind, für den Herrn Vater, für Alle.“

„Wo ist mein Vater, Friedrich?“

„Unten, in einer Conferenz.“

Unten waren die Geschäftsräume des Generalpostamts.

„Und meine Schwester?“

„Im Wohnzimmer.“

Die junge Frau ging zu dem Wohnzimmer.

Sie ging durch ein stilles Haus, in dem nur das Unglück wohnte, freilich in mancherlei Gestalt.

Die beiden Schwestern lagen sich in den Armen.

Arme Antonie!

Und du, du trautes Kind, das schon so früh das Unglück kennen lernen muß.

Das Kind saß, als die ältere Schwester eintrat, mit ihrem Schreibhefte an einem Tische und hielt die Feder in der Hand zum Schreiben, sah aber das Papier nicht

vor den Thränen, die still über ihr feines, kummervolles Gesicht flossen.

„Was macht der Vater, Emy?"

„Er arbeitet den ganzen Tag unten und wenn er hier oben kommt —"

Das Kind konnte vor Weinen nicht fortfahren.

„Und wenn er hier oben kommt, Emy?"

„Dann sitzt er dort in der Ecke auf seinem Stuhle und grübelt und spricht kein Wort und —"

„Und du fragst ihn nicht?"

„Ich müßte ja laut aufweinen, wenn ich nur den Mund öffnete, und er ist schon unglücklich genug, ohne daß er mich weinen sieht."

„Sagt er dir nicht, was ihn drückt?"

„Ich bin ein Kind, mit dem er nicht darüber sprechen mag. Aber ich weiß ja, was es ist."

„Und unser Bruder Robert? Spricht der Vater nicht mit ihm?"

„Robert?"

Das Kind sprach den Namen mit einem schmerzlichen Widerwillen aus.

„Ah!" rief die ältere Schwester. „Auch dieses Unglück hat ihn nicht gebessert?"

Das Kind erhob sich, statt zu antworten, und öffnete eine Seitenthüre, die in einen Corridor führte.

Man hörte in einiger Entfernung ein unbestimmtes Geräusch.

„Was ist das, Emy?"

„Robert hat seine Kameraden bei sich."

„Und?"

„Sie zechen."

„In dem Hause des Unglücks?"

Das Geräusch hinten im Corridor wurde lauter, Stimmen riefen und schrieen durcheinander; einzelne sangen.

Das Kind machte still die Thüre zu.

Antonie aber mußte für sich sagen: Ist da nicht das schwerste Unglück in diesem Hause?

„Was sagt der Vater dazu?" fragte sie die Schwester.

„Der Vater spricht kein Wort."

„Und du? Hast du mit Robert nie gesprochen?"

„Er würde es noch schlimmer gemacht haben. Du kennst ihn ja."

„Du armes Kind! Der arme Vater!"

Die Klagen der beiden Schwestern wurden unterbrochen.

Die Thüre, die das Kind soeben zugemacht hatte, wurde wieder geöffnet.

Ein junger Offizier trat in das Zimmer, ein hübscher Mann, aber das verlebte Gesicht vom Wein geröthet.

Er wollte etwas befehlen, herrisch, ungeduldig.

„Emy, sage dem Friedrich, daß er im Augenblicke —"

Da sah er Antonie.

Sie hatte sich erhoben. Sie stand vor ihm, die hohe Gestalt in der Trauer der Wittwe, das bleiche, edle Gesicht voll Trauer und Unwillen.

„Robert!“

Sie sprach nur das eine Wort.

Zu der Weinröthe in dem Gesicht des jungen Offiziers mischte sich doch eine Röthe der Scham. Dann raffte er sich auf.

„Ah, du hier, Antonie! du suchst wohl deinen Mann?“

Dazu hatte er sich aufgerafft, zu einer Frechheit, wohl in der Scham über sich selbst darüber, daß er sich geschämt hatte.

Antonie antwortete ihm:

„Ich suchte hier nur meine Geschwister, denen ich helfen wollte, unsern armen Vater zu trösten. Ich finde nur dieses edle Kind hier —“

„Pah!“ rief der Lieutenant. „Noch immer die langweilige Sittenpredigerin! Man begreift, wo dein Mann ist.“

Er lachte höhnisch, und mit dem Lachen wollte er gehen.

Da trat der alte Diener Friedrich in das Zimmer.

Der junge Lieutenant hatte der jüngeren Schwester einen Befehl an ihn ertheilen wollen. Er hätte jetzt selbst mit dem Diener reden können.

Aber der alte Mann sah so verstört aus.

„Herr Lieutenant, darf ich Sie auf ein Wort bitten?"

Die Stimme des alten Mannes zitterte, die Kniee zitterten ihm.

„Friedrich, was ist dir?" fragten die beiden Schwestern.

Er konnte es ihnen nicht sagen.

„Der Lieutenant Braun", sagte er nur.

Sie erschraken Alle bei dem Namen.

Dem jungen Offizier zitterten jetzt die Kniee.

Der Lieutenant Braun war von unten aus den Geschäftsräumen des Generalpostamts in die Wohnung des Herrn von Mandel gekommen. Er hatte sehr vergnügt ausgesehen.

Dem alten Friedrich, der ihm die Thüre öffnete, hatte sich das Herz zuschnüren wollen, als er ihn so sah.

Der hat etwas Schlechtes ausgeführt! Mit meinem armen alten Herrn da unten! Ist endlich der Schlag gegen ihn geschehen, den er so lange fürchtete? Und was soll es nun noch hier oben geben?

„Ist Ihr junger Herr zu Hause?" fragte der Herr Braun den Diener.

„Ja, Herr Lieutenannt."

„Führen Sie mich zu ihm."

Der alte Friedrich zögerte.

„Nun? Wird es bald?"

„Der junge Herr hat Gesellschaft."

„Wohl lustige?“

„Es sind einige Herren Kameraden bei ihm.“

„Ja, ja, sein Herr Vater hat Geld, oder hatte es vielmehr, und den guten Weinkeller hat er noch, und die Väter der jungen Herren haben das nicht, und sie selbst noch weniger.“

Der lange Lieutenant lachte. Dann fuhr er fort:

„Aber das lustige Leben wird ihm vergehen, ihnen Allen. Führen Sie mich hin.“

„Herr Lieutenant“, bat der alte Diener, „soll ich Ihnen den jungen Herrn nicht lieber hierher rufen?“

„Gott bewahre“, lachte der Herr Braun wieder. „Wie wollte ich mir den Spaß entgehen lassen! Und es giebt auch einen heilsamen sittlichen Schreck, wenn ich urplötzlich, wie der Teufel, der eine arme Seele holen will, mitten unter ihnen erscheine, ihren Kameraden beim Schopf ergreife und mit ihm abfahre. Schade nur, daß für uns Gendarmen ein Schlüsselloch zu eng, ein Kamin zu russig und ein Fenster zu gefährlich ist.“

Dann besann er sich.

„Aber rufen sie ihn hierher. Der Schreck wird den jungen Herrn auch so in die Glieder fahren. Sagen Sie ihm nur, er solle keinen vergeblichen Versuch machen, mir entkommen zu wollen. Meine Leute haben das ganze Haus besetzt.

Der Diener hatte seinen jungen Herrn nicht bei sei-

nen Kameraden getroffen; er fand ihn bei den unglücklichen Schwestern.

„Der Lieutenant Braun“, hatte er hier in der Verwirrung nur gesagt.

Auch Antonie von Fahrenholz war erschrocken! sie sah dennoch das tiefe Erbleichen, das Erbeben des Bruders, sah, wie er vernichtet war.

Sie trat vor ihn.

„Hast du etwas verbrochen, Robert?“

Er hatte keine Antwort.

„Du kannst nicht Nein sagen?

„Ich habe Schulden gemacht.“

„Die Polizei verhaftet nur Verbrecher!“

„Ich habe Wechsel ausgestellt.“

„Du hast Wechsel gefälscht!“

Er schwieg wieder.

„Weiß der Vater darum?“ fragte sie noch.

„Nein!“

„Geh, geh!“ rief die Unglückliche.

Er verließ schweigend mit dem alten Diener das Gemach.

Die beiden Schwestern blieben stumm beisammen. Wie laut klagten ihre Herzen! —

Schritte, die sich dem Zimmer nahten, störten sie auf.

„Der Vater! Der arme Vater!“

Aber er ist nicht allein.

Die Thür öffnete sich. Der Generalpostmeister von Mandel trat ein, gefolgt von einem steifen Herrn.

Der Herr von Mandel war ein alter Herr mit silberweißem Haar, Gutmüthigkeit und Schwäche und Gram und Kummer in dem Gesichte des Hofmannes.

Ein Verbrecher war dieser Mann nicht; aber man konnte, wenn man ihn betrachtete, begreifen, wie er einer schändlichen Intrigue, die ihn zu einem Verbrecher stempeln wollte, ohnmächtig zum Opfer gefallen war.

In dem Augenblicke, als er in das Zimmer trat, war seine Haltung sicher und edel, in seinem Gesichte tauchte ein gewisses würdiges Selbstbewußtsein auf.

Weil er das Angesicht seiner Kinder schauen sollte?

Er wußte nur von seiner jüngsten Tochter. Die Anwesenheit der älteren war ihm unbekannt geblieben.

Er sah sie. Er hatte sie nicht gesehen, seitdem sie als junge Frau das Vaterhaus verlassen hatte.

Er mußte doch das Gesicht verhüllen, mit beiden Händen.

Sie sah ihn als Verbrecher, als Gefangenen wieder.

Der Herr, der ihn begleitete, war der Director des Criminalgerichts der Residenz.

Antonie nahm die Hände des Vaters und bedeckte sie mit ihrenKüssen und ihren Thränen.

„Mein Kind, mein Kind!“ schluchzte der Greis.

Aber sie hatte ihm in das kummervolle Gesicht geblickt und sie sprach mit sicherer und klarer Stimme:

„Du bist kein Verbrecher, mein Vater. Aber das Verbrechen, das gegen Dich verübt wird, kommt an das Tageslicht.“

„Du hast hier Geschäfte mit dem Heren“, sagte sie dann.

Und den Criminaldirector fragte sie:

„Dürfen meine Schwester und ich hier bleiben, mein Herr?“

„Sie dürfen!“

Antonie ging zu ihrer Schwester, nahm das weinende Kind in ihre Arme.

„Zeige deinen Muth, meine arme Emy. Sieh, unser Vater ist ja auch muthig, weil er kein Verbrecher ist. Warum sollen seine Kinder zagen? Richten wir ihn auf; stärken wir durch unsere Zuversicht die seinige, daß zuletzt doch das Recht siegt!“

Und die beiden Schwestern setzten sich wieder stumm zusammen, und ihre Herzen konnten sich füllen mit der Zuversicht auf den Sieg des Rechtes.

Der Vater machte mit dem Criminaldirector das Geschäft ab, das sie hergeführt hatte.

Der Herr von Mandel war unten in seinem Amtslokol von dem Criminaldirector durch den Lieutenant Braun arretirt worden.

Es war ihm bekanntgemacht, daß der schon längst gegen ihn gehegte Verdacht, er sei der Verfasser der anonymen Drohbriefe an den Monarchen, durch die angestellten Nachforschungen in einer Weise Begründung gefunden habe, daß man nunmehr mit der Criminaluntersuchung gegen ihn und mit seiner Verhaftung verfahren müsse. Er war zugleich benachrichtigt, daß man sofort in seinem Amtslokal wie in seiner Wohnung eine genaue Durchsuchung nach seinen Scripturen vornehmen müsse. Er war aufgefordert, diese vorzuzeigen. Er war mit der größten Offenheit bereit dazu. So kam er mit dem Criminalbeamten auch in sein Familienzimmer, in dem er in einem alten Schreibpulte seine geheimsten Papiere verwahrte. Er schloß das Pult auf, er öffnete alle Schubfächer; der Criminaldirector sah alle Papiere darin durch, fand nichts Verdächtiges, nichts, was ihm nur zum Mitnehmen werth erscheinen konnte. Der Beamte wollte die Nachsuchung schließen.

Aus freien Stücken sagte der Herr von Mandel:

„Es ist noch ein geheimes Schubfach in dem Pulte. Muß ich es Ihnen gleichfalls aufschließen? Es enthält nur. —“

Eine innere Bewegung überwältigte ihn; er konnte erst nach einer Weile fortfahren:

„Es enthält mein theuerstes Andenken, die Briefe meiner seeligen Frau. Nur das!“

Der Kriminalbeamte zuckte die Achseln.

„Ich muß bitten", erwiderte er. „Hätten Sie mir von dem Vorhandensein des geheimen Faches nichts gesagt."

Der Herr von Mandel hatte schon mit einem Drucke des Fingers das Fach geöffnet.

Ein zusammengebundenes Päckchen Papiere lag darin; neben ihnen ein einfacher Fingerreif.

„Ich muß die Briefe öffnen", sagte der Criminalbeamte.

Der Herr von Mandel nickte stumm mit dem greisen Haupte, zum Zeichen, daß er sich auch dem unterwerfe. Die Stimme versagte ihm in diesem Augenblicke. Aus seinen Augen drangen Thränen. Er mußte sich setzen.

Seine beiden Kinder nahten sich ihm. Antonie von Fahrenholz küßte ihm die Stirn, Emy die Hände.

Leise sagte er zu ihnen:

„Nur vier Augen sahen jemals diese Zeilen. Zwei schloß der Tod schon so früh!"

Der Beamte öffnete die Briefe, Stück für Stück, seine Pflicht verlangte es von ihm. Aber er las sie nicht, keinen einzigen von ihnen. Er hatte seiner Pflicht genügt, indem er sich überzeugte, daß sie Schriftstücke aus einer ältern Zeit seien und mithin auf das jetzt zu ermittelnde Verbrechen eine Beziehung gar nicht haben könnten.

Er war fertig.

„Darf ich Excellenz bitten mich zu begleiten? sagte er.

Es war der Befehl des Criminalbeamten, ihn in das Gefängniß zu folgen.

Der Herr von Mandel hatte sich erhoben.

„Ich darf von meinen Kindern Abschied nehmen?“ fragte er.

Diesmal konnte der Criminalbeamte nur stumm seine Zustimmung nicken.

„Machen wir es kurz, meine lieben Kinder“, sprach der Herr von Mandel.

Er nahm die Sachen des geheimen Schubfaches.

Die Briefe gab er der älteren Tochter.

„Du bist Frau; du verstehst sie. Wirst du Mutter, so wird sich erst ganz das edle Herz dir eröffnen, das sie schrieb.“

Den Fingerreif gab er dem Kinde.

„Deine Mutter trug ihn. Möge er dir das Glück bringen, das sie so reichlich verdiente.“

Er ließ beide aus seinen Armen.

„Wo ist Robert?“ fragte er dann noch.

Konnten sie es ihm sagen?

„Er ist ausgegangen“, sprach Antonie die Wahrheit, mit bebender Stimme.

Ahnte der Greis, was ihr Zittern bedeute?

„Lebt wohl“, wollte er den Kindern noch sagen.

Er vermochte es nicht mehr. Er mußte aus dem Zim-

mer eilen, wenn er nicht in Gegenwart der Armen zusammenbrechen sollte.

Der Criminaldirector folgte ihm.

Die beiden Schwestern waren mit ihrem Schmerze wieder allein.

So war Antonie von Fahrenholz in das Vaterhaus zurückgekehrt, das sie seit ihrem Hochzeitstage nicht gesehen hatte.

11.

August von Dressel ging in seinem Zimmer in dem Gasthofe zum Kronprinzen unruhig auf und ab.

Er mußte etwas erwarten, und es schien ihm nicht ganz behaglich dabei zu sein.

Er sah oft auf seine Uhr.

Schon drei Viertel auf Zwölf!

Er sah öfter durch das Fenster auf die Straße.

Sie kommt noch immer nicht!

Wenn sie nur allein kommt!

Dem Gasthofe gegenüber war ein großer Spitzenladen. Equipagen fuhren daran vor; Damen stiegen aus, gingen in den Laden. Nach jedem Wagen, der vorfuhr, sah der Herr von Dressel mit klopfendem Herzen.

Sie ist zu Allem fähig!

Wie und was er damit meinte?

Wir wollen es erzählen.

Die alte Comteß Ottilie von Starenheim war sehr guter Laune. Sie hatte in den letzten Tagen viele Men-

schen gesehen, also auch viele geärgert, es war auch wohl Anderes hinzugekommen.

Sie saß in ihrem Sopha und liebäugelte mit ihrer Tabatière; sie schien ihr etwas erzählen zu wollen, etwas recht Interessantes, das ihr das Herz so vergnügt machte.

Es wurde leise an ihre Thür geklopft.

„Herein!“ rief sie leise zurück.

Es war nicht mehr früher Abend.

Das Gesicht der alten Dame hatte sich noch mehr aufgeheitert; sie kannte das Klopfen.

Der Baron Eduard von Halthaus trat in das Zimmer.

Er schien verstimmt zu sein.

„So kommt man zum Liebchen? Gar am späten Abend?“ rief ihm fröhlich die alte Dame entgegen.

„Ich habe mich zur Abreise entschlossen“, sagte der Herr von Halthaus.

„Ah, ah, und der Abschied wird Ihnen schwer?“

„Der Entschluß wurde es mir wenigstens.“

„Setzen Sie sich zu mir, Baron, und dann sprechen wir über die Angelegenheit.“

Er setzte sich an ihre Seite.

„Nun, was machte Ihnen den Entschluß so schwer? Meine schöne Nichte oder Ihre schöne Frau?“

Hatte sie auf die drei letzten Worte irgend einen besonderen Ton gelegt?

„Haben Sie Nachrichten von meiner Frau?" rief er plötzlich.

Sie mußte laut lachen.

„Othello! Othello! Reisen Sie ab, mein lieber Freund, nach Hause zurück. Sie sind zum Curmacher nicht geschaffen, aber zum Eheteufel. Indeß, überlegen wir mit Ruhe. Beichten Sie, lieber Baron. Zuerst Ihre hiesigen Sünden."

„Meine?" lächelte etwas schmerzlich der Baron.

„Beichtet man etwa die Sünden anderer Leute? Doch, Sie hatten Recht mit Ihrer Frage. Ihre Sünde, hier namentlich, ist Ihr Mangel an Ausdauer, an Muth sogar. Warum fahren Sie nicht auf?"

„Weil Sie Recht haben."

„Gewiß habe ich das. Ausdauer! Sechs Wochen lang den Hof machen zu wollen hatten Sie sich vermessen. Und schon nach kaum sechs Tagen wollen Sie den Kampfplatz verlassen? Da haben wir zugleich den Muth. Vor einem Felix Löffler streichen Sie die Segel! Vor dem Propst Riese fliehen Sie!"

„Sie vergessen die Baronin selbst, Comteß!"

„Ist sie nicht schön?"

„Gewiß!"

„Nicht tugendhaft?"

„Dieser elende Löffler —"

„Wird eine Baronin Dressel niemals vorführen, wollen Sie sagen!“

„Nie!“

„Wohlan! Eine schöne und tugendhafte Frau ist schon ein Preis!“

„Wenn sie die Frau eines Freundes ist?“

„Heuchler!“ rief die alte Dame. „Aber war es denn nicht eben dieser Freund, der anfing? Mein sauberer Neffe selbst?“

„Darf ich darum unehrenhaft gegen ihn handeln?“ Die Dame fuhr auf.

„Parbleu! So handeln Sie ehrenhaft gegen ihn, wie ein tapferer Freund. Thun Sie hier im Hause, was der edle Odysseus thun mußte, als er in sein Haus zurückkehrte. Säubern Sie das Haus von Schmarotzern und Freiern!“

Der Herr von Halthaus saß grübelnd.

„Sie haben keine Antwort, Baron? Keinen Muth?“

Der Herr von Halthaus nahm sich zusammen.

„Stehen Sie mir bei, Comteß — mit Ihrem Rath.“

„Gern, mein lieber Baron. Das wird ja ein wahrhaft gefundenes Essen für mich. Ich werde meinen Plan machen, bis morgen. Und nun kommen wir auf Ihre anderen Sünden, die des Eheteufels. Was haben Sie mit Ihrer Frau gehabt?“

„Ich, mit meiner Frau?“ sagte Halthaus.

„Ja, ja, sie ist fort.“

Othello Halthaus erblaßte.

„Gnädigste Comteß —!“

„Ich suche die Leute zu ärgern, wollen Sie sagen!“

„Auch zu ängstigen!“

„Aber ich bleibe immer bei der Wahrheit.“

„Meine Frau wäre fort, von Neerach?“

„Verschwunden! Und gleichzeitig —“

Sie machte eine Pause und nahm eine Prise.

Der Herr von Halthaus war blaß geworden, wie eine Leiche.

„Comteß, seien Sie nicht boshaft. Ich beschwöre Sie!“

„Ich soll Sie nicht länger auf die Folter spannen? Ich werde nicht. Zugleich mit Ihrer Frau ist der Prinz Ludwig verschwunden. Beide urplötzlich. Wohin, weiß kein Mensch.“

Der Herr von Halthaus wollte lachen.

„Comteß, Ihre Erfindungen —“

Aber ein Krampf schnürte ihm die Kehle zu.

„Ich habe nichts erfunden“, sagte die Comteß.

Er erholte sich.

„Und woher hätten Sie Ihre Nachrichten?“

„Aus der Festung. Ich habe Freunde dort; alte Basen, unter anderen den Oberstlieutenant von Trittov. Da fehlt es mir an Neuigkeiten nicht.“

„Trittov hat es Ihnen geschrieben?“

Die Dame wollte antworten.

In dem Augenblicke vernahm man ein leises Geräusch in dem Zimmer nebenan.

Es war das Schlafzimmer der Dame. Jemand schien an der Thür zu sein, die in den Corridor führte, zu versuchen, ob sie offen sei, vor Allem nicht gehört zu werden.

„Wer kann da sein?" sagte die Dame.

Sie horchten Beide.

Die Thür wurde sehr leise geöffnet, wieder in das Schloß gelegt. Dann war Alles still. Jemand hatte entweder blos von Außen in das Gemach geblickt, oder war eingetreten; in beiden Fällen war er an der Thür stehen geblieben.

„Wer kann das sein?" sagte die Comteß.

Sie war die rasch entschlossene Dame.

Sie nahm eins der Wachslichter, die vor ihr auf dem Tische standen, ging in ihr Schlafgemach.

Zwei Sekunden nachher war sie zurück.

Sie konnte in dem Gemache zwei Worte gesprochen haben, wenn sie gesprochen hatte. Ein leises Zischeln glaubte der Herr von Halthaus vernommen zu haben.

Ihre Augen leuchteten, glänzten, blitzten so sonderbar, als sie zurückkam. Eine Welt voll Bosheit, voll Freude, voll Geheimnisse lag darin.

Sie machte sorgfältig die Thüre des Gemaches hinter sich zu.

„Wie ich dachte“, sagte sie dann. „Die arme Mathilde! Der arme Alex darf nicht mehr in das Haus kommen. Da treibt der Liebesgram sie die Nächte im Hause herum, zuletzt in meine Arme.“

„Lüge, Lügen!“ sagte sich der Herr von Halthaus. „Ich schwöre darauf, sie hatte etwas Anderes.“

Aber er konnte nur an die Nachrichten über seine Frau denken, die mit dem Prinzen verschwunden war.

„Was schrieb man Ihnen, Comteß?“ fragte er.

„Nichts, als was ich Ihnen schon erzählte. Aber die arme Mathilde, nicht wahr, Sie werden mir nicht böse, wenn ich Sie bitte, mich mit ihr allein zu lassen? Morgen —“

Der Herr von Halthaus ging. Das Herz war ihm wohl noch nie so schwer gewesen.

Sie horchte ihm nach, bis sie seine Schritte nicht mehr hörte. Dann öffnete sie lachend die Thür ihres Schlafzimmers.

„Die Luft ist rein. Du kannst hervorkommen. So lange warst du wohl noch niemals in dem Schlafzimmer einer alten Dame?“

„Nein, wahrhaftig nicht, Tantchen!“

August von Dressel kam so hervor, seiner Tante die Hand küssend.

„Du bist ja außerordentlich munter, mein Freund —“

„Mein Tantchen wiederzusehen!“

„Und nicht deine Frau?“

„Ich darf ja nicht zu ihr. Mein Ehrenwort! Aber was macht sie? Und was der gute Halthaus? Er war hier bei dir?“

„Ja, er ist oft bei mir.“

„Der Arme! Da reussirt er bei meiner Frau wohl wenig?“

„Wer weiß!“

„Tantchen, du kannst mich nicht ärgern und nicht ängstigen.“

„Wer weiß!“ sagte die Tante noch einmal.

„Aber“, fragte sie dann, „wie kamst du zu der Nachtzeit in das Haus?“

„Mit meinem Haus- und Hauptschlüssel.“

„Den führst du immer bei dir?“

„Als ordentlicher Hausherr, gewiß!“

„Und was willst du hier?“

„Vor allen Dingen dich wiedersehen.“

„Und darauf?“

„Von dir den Stand der Dinge in meinem Hause erfahren.“

„Hm, der Propst Riese führt noch immer das Regiment in deinem Hause, oder eigentlich der große Maestro Felix Löffler.“

„Hm, Tantchen, die Beiden verhalten sich wohl zu einander, wie König und Premierminister?“

„Nicht wohl so ganz. Aber sprechen wir von dir, mein Freund. Du bist ja während deiner Abwesenheit in einem Meere von Abenteuern umher geschwommen.“

„Du wußtest davon, Tantchen?“

Herr August von Dressel fragte es doch etwas kleinlaut.

„Einiges“, antwortete die Comteß. „Und zum Courmachen der schönen Frau von Limberg bist du noch nicht einmal gekommen!“

„Von wem weißt du das?“

„Von ihr selbst.“

„Du kennst sie?“

„Ich sehe sie täglich.“

„Ah, Tantchen, wo ist sie? Wo finde ich sie?“

„Gemach, junger Herr. Sprechen wir zunächst von deinen Abenteuern, die du hattest. Sie trugen wohl die Schuld, daß die Frau von Limberg noch immer auf dich warten muß?“

„Ja, ja.“

„Du machtest freilich statt ihrer interessante Bekanntschaften!“

„Hm, hm!“

„Caroline Lohrmann, eine Person, die sechs Jahre im Zuchthause saß.“

„Sprechen wir von Anderem, Tantchen.“

„Sie war allerdings nicht besonders schön.“

„Schön ist anders, Tantchen!“

„Und auch nicht mehr jung.“

„Auch das nicht.“

„Dafür fandest du eine andere, gar brillante Schönheit, Auguste Fiebing, freilich gleichfalls —“

„Tantchen, du weißt, daß du mich nicht ärgern und nicht ängstigen kannst.“

„Wir wollen sehen. Auguste Fiebing war eine aus dem Zuchthause entlaufene liederliche Person, du machtest sie zu deiner angebeteten Göttin, ließest dich von ihr beschwindeln, wie ein verliebter Gymnasiast, bezahltest ihre Schulden, zogst mit ihr in der Welt umher, glaubtest an ihre Tugend —“

August Dressel wurde doch ärgerlich.

„Von wem hast du das?“ rief er.

Sie lachte vergnügt.

„Ah, mein Freund, du geräthst ja gar in Zorn —“

„War es nicht eine Nichtswürdigkeit, dir so etwas zu hinterbringen?“

„Du gestehst also ein, daß es die Wahrheit war?“

„Ich gestehe gar nichts ein.“

„Du hast profitirt von deinen Zuchthausbekanntschaften.“

„Von wem hast du deine Nachrichten, Tante?“

„Wenn du es wissen willst, von der Caroline Lohrmann."

„Auch die kennst du?"

„Ich sehe auch sie täglich."

„Ah, du hast ja nicht minder interessante Bekanntschaften gemacht, als ich!"

„Ja, mein lieber Freund! Nur zu anderen Zwecken, als du. Dir galt es, den verliebten Seladon zu spielen. Ich wollte einer armen Frau ihren Mann wieder verschaffen. Sie hat mir auch von der Liebe meines Neffen zu erzählen gewußt, der sie am Hallensee verfolgte, am Hallensee —"

„Teufel, Tantchen, die Dame in Trauer?"

„Ja, ja —"

„Die war schön!"

„Leichtsinniger Bursch! Weißt du, wer sie war?"

„Wer war sie?"

„Die Frau von Fahrenholz."

„Deren Mann verschwunden ist?"

„Warum trug sie sonst Trauer?"

„Ah, Tantchen, hätte ich das gewußt, ich hätte die Unglückliche nicht mit meinen dummen Liebesanträgen verfolgt und — höre, Tantchen, du kennst auch sie?"

„Gewiß."

„Und siehst sie täglich, wie die beiden Anderen? Und, potz Wetter, da fällt mir etwas ein und du mußt mir

helfen. Auch die Frau von Limberg gehört zu dem edlen Bunde, der der Frau von Fahrenholz den Mann wieder verschaffen will?"

„Sie ist sogar die Hauptperson darin."

„Laß auch mich beitreten, Tantchen!"

„Dich?"

„Ich werde dir ewig dankbar dafür sein. Denn erstens helfe ich zu einer guten That. Zweitens versöhne ich mir die Frau von Fahrenholz. Drittens läßt die Frau von Limberg mich nicht sofort aus der Thür werfen, wenn ich mich ihr vorstelle und die Cour muß ich ihr doch einmal machen, um meiner Ehre willen schon — und von meinen Abenteuern am Hallensee und so weiter wird sie eben Alles wissen, nicht wahr, Tante?"

„Wenigstens so viel wie ich."

„Ich dachte es. Und so erreiche ich zugleich ein Viertes. Diese boshafte häßliche Person, die Caroline Lohrmann, oder wie sie heißt —"

„Sie heißt so."

„Sie gerade wird die Frau von Limberg gegen mich aufgehetzt haben. Die Dame soll diese Person kennen lernen. Tantchen, du führst mich gleich morgen zu der Frau von Limberg?"

In den Augen der alten Comteß blitzte und leuchtete es wieder.

„Im Grunde, lieber Neffe, kommst du meinem Wunsche entgegen.“

„Du willst also? Das ist reizend! Du wirst mein Liebesgott bei ihr. Morgen früh! Um welche Stunde besuchst du sie?“

„Um zwölf, wenn du willst.“

„Um zwölf, Tantchen. Und wo werde ich dich treffen?“

„Ich hole dich ab. Aber wo hältst du dich denn eigentlich auf, mein sauberer Neffe?“

„Ich logire im Gasthof zum Kronprinzen.“

„Ah!“

Fällt dir das auf?“

„Das gerade nicht. Aber es fiel mir etwas ein. Wenn ich dich morgen abhole, bringe ich zugleich deine Frau zu dir. Es wäre eine wundervolle Ueberraschung. Und bei Gott, ich führe sie aus. Ich lade sie zu einem Ausgange ein. Sie soll mir helfen, Spitzen auszusuchen, in der Nähe des Kronprinzen ist ein Spitzenladen. Auf einmal sage ich zu ihr: Amalie, willst du deinen Mann überraschen? Sie sieht mich verwundert an. Er ist hier ganz in der Nähe; gehen wir zu ihm. Und dann —“

Die Augen der alten Dame leuchteten in einem so wunderbaren Glanze, daß es den Herrn August von Dressel kalt überlief.

„Sie ist zu Allem im Stande!“ sagte er sich.

„Nun, nun“, beruhigte sie ihn lachend — oder machte

sie ihn nur noch unruhiger — „habe keine Angst, Augustchen, Ich werde es so schlimm nicht machen. — Aber jetzt verlaß mich. Es ist beinahe Mitternacht, und es wäre doch eine fatale Geschichte, wenn morgen in den Zeitungen der Residenz zu lesen stände, im Kronprinzen hätten sie einen Herrn, der sich bis nach Mitternacht in den Straßen umhergetrieben, die Thür nicht mehr geöffnet und der Herr sei — Ah, unter welchem Namen erfrage ich dich morgen?“

„Ich habe mich als Baron Steinmann aus Oesterreich eingeschrieben“, antwortete August von Dressel.

Damit verließ er seine immer fröhliche und immer boshafte Tante, um sie am andern Morgen bei sich in dem Gasthofe zu erwarten — mit seiner Frau. Er war leichtsinnig und der Leichtsinn sieht rosig.

„Pah, sie wird nicht!“ sagte er sich.

Am andern Morgen hatte er aber ein kleines Abenteuer, das ihm wieder besorgliche Gedanken brachte.

Er war früh aufgestanden. Wenn er Liebesabenteuer in Aussicht hatte, floh ihn der Schlaf.

Er malte sich sein Zusammentreffen mit der Frau von Limberg aus.

„Sie glaubt mich auf dem Limberge. Auf einmal werde ich ihr vorgestellt. Die Ueberraschung, die Sehnsucht trieb mich hierher, gnädige Frau! Die Sehnsucht, Sie zu sehen, mich hier zu Ihrem Cavalier zu machen,

Sie als Ihr Reisecavalier nach dem Limberge zurückzugeleiten. Sie muß mich annehmen. Limberg, wenn er auch hier wäre, darf mir nicht im Wege sein; er muß auf der Stelle abreisen, sobald ich mich präsentire. Ich bringe sie nach dem Limberge zurück. Ich mache die Reise ganz allein mit ihr; ich bin dann in der Landeinsamkeit allein mit ihr. Der Teufel müßte sein nichtswürdiges Spiel mit mir treiben, wenn ich nicht mein Glück machte."

Da hörte er draußen im Gange vor seiner Thür eine reizende Frauenstimme, einen leichten Schritt, das Rauschen eines seidenen Kleides.

Wie konnte August Dressel dem Verlangen widerstehen, zu schauen, zu sehen, wer das war?

Er öffnete rasch aber leise seine Thür. Aber er schlug sie noch rascher wieder zu und — schon zu spät.

Die Frau von Fahrenholz ging an ihm vorbei, hatte ihn gesehen.

Er wollte sich vor den Kopf schlagen.

„Verdammte Neugierde! Nichtswürdiger Leichtsinn! Da weiß sie nun, daß ich hier bin, und sie sieht alle Tage meine Tante und vielleicht auch meine Frau! Das wird eine schöne Geschichte werden! Wäre ich nur wieder fort von hier! Möchte doch die Frau von Limberg noch heute zurückreisen. Sie wollte ja nur wenige Tage ausbleiben. Aber zu wem mochte jene gegangen sein?"

Ein Kellner hatte die Frau von Fahrenholz geführt.

Er hörte einen Schritt zurückkehren. Er öffnete seine Thür. Es war der Kellner.

„Zu wem ging die Dame?"

„Zur Madame Sommer."

Der Herr von Dressel wollte außer sich gerathen.

„Das fehlte noch. Nun weiß auch diese Caroline Lohrmann, die Zuchthäuslerin, daß ich hier bin, wenige Schritte von ihr, und Auguste Fiebing, der Hallensee, das Försterhaus bei Schloß Berg, der lange Lieutenant Braun und seine Gendarmen mit den Handschellen und der verliebte Narr August Dressel, die eigentliche dupe de l'affaire, das werden Namen sein, die heute wie Kartätschen hin und her fliegen, alle auf mich los. Nun fehlte nur noch meine Frau hier und daß die liebe Tante auch sie zu der Frau von Limberg oder gar zu der Caroline Lohrmann führte!"

Und August von Dressel stellte sich an sein Fenster und schaute die Straße auf und ab und nach dem Spitzenladen drüben und nach jeder Equipage, die dort hielt und nach jeder Dame die ausstieg.

Und er schaute lange so, über eine Stunde, und hatte Anderes darüber nicht gesehen.

Seine Thür öffnete sich.

Die Comteß Ottilie Starenheim stand vor ihm.

Der Schreck durchfuhr ihn vom Scheitel bis zur Sohle.

Er sah mehr nach der Thür, ob noch sonst Jemand der alten Dame folgen werde, als nach dieser selbst.

Sie lachte.

„Ich komme ohne deine Frau, du besorgter Ehemann.“

„Du bist, wie immer, sehr gütig, mein liebes Tantchen.“

„Wir werden sehen!“

„Teufel, wäre meine Frau zu der Frau von Limberg schon vorausgegangen?“

Er fragte es nicht die Tante, aber sich.

„Bist du bereit?“ fragte sie ihn.

„Ich stehe zu deinen Befehlen, Tantchen.“

Sie gingen.

Er wollte sie nach links zu der Mündung der Treppe führen.

„Wir müssen rechts“, sagte sie.

Er sah sie verwundert an.

„Sie logirt hier.“

„Doch“, fragte er.

Der Kellner hatte ihm gesagt, eine Frau von Limberg logire hier nicht.

„Hier in diesem Gange“, sagte die Tante. „Du warst deinem Glücke näher, als du wußtest.“

Sie schritten tiefer in den Gang hinein.

„Soll ich ihr sagen“, fragte die Tante im Gehen, „daß du ihr Mittheilungen über die Zuchthäuslerin Caroline Lohrmann zu machen hast?“

„Wie du willst, Tantchen.“

Sie blieb vor einer Thür stehen.

Sie klopfte an.

Herein!“ rief eine weibliche Stimme.

„Klopft dir das Herz nicht?“ fragte die Tante.

„Tantchen, du hältst mich gar zu sehr für einen Neuling.“

„Wer weiß!“

Sie öffnete die Thür.

Sie trat mit ihm in das Zimmer.

Sie standen vor Caroline Lohrmann, der Baronin Limberg.

Leichenblässe, dunkle Gluth färbte das Gesicht des Herrn von Dressel.

„Tante, du bist mehr als boshaft!“

Er wollte aus dem Zimmer stürzen.

„Aber August!“ hielt ihn die Tante. „Ich soll dich doch der Frau von Limberg vorstellen. Liebe Baronin, mein Neffe, der Herr von Dressel. Er kommt direct von Limberge, wo er Sie nicht traf.“

Es war ein neuer Donnerschlag für den armen Herrn von Dressel.

So war er bei der Dame eingeführt, der er den Hof machen wollte.

Die alte häßliche Zuchthäuslerin war diese Dame.

12.

Wenn man in der Schweiz in eine Stadt kommt und ein großes, wohlaussehendes, manchmal wohl gar mit einer gewissen, wenn auch republikanisch einfachen Pracht ausgestattetes Gebäude sieht, umgeben von einem großen Garten, von Spaziergängen, selbst von Parkanlagen, und man erkundigt sich, wer es bewohne oder wozu es bestimmt sei, so wird man in der Regel erfahren, es sei ein Armenhaus oder eine Versorgungsanstalt für alte Leute oder ein Waisenhaus oder dergleichen. In den Dörfern ist das beste, größte und hellste Haus mit seinem freundlichen Garten und gebüschreichen Vorplatze das Schulhaus. In den Schluchten und Thälern schauen Einem lange Reihen weißer, sauberer, von Gärten umgebener, fensterreicher Häuser entgegen; es sind Fabrikgebäude mit den bequemen, geräumigen und gesunden Wohnungen der Arbeiter.

In anderen, in monarchischen Ländern, und namentlich im deutschen Lande, erfährt man etwas Anderes, wenn man nach einem großen, schönen Gebäude sich er-

kundigt. Dort gehört Alles dem Landesherrn, dem Könige, dem Herzoge, dem Fürsten. Sieht man in der Residenz oder in größeren Provinzstädten einen Bau, der durch Pracht auffällt, so antwortet der Gefragte respectvoll: Das ist das Schloß unseres allergnädigsten Landesherrn oder Seiner Hoheit des Kronprinzen, oder Erbprinzen, oder des Prinzen Carl, Ludwig, Friedrich, Anton und wie sie weiter heißen. Lange, fenster- und etagenreiche Gebäude sind die Kasernen oder Gouvernements-, oder Commandanturpaläste. Wo man in ein reizendes Thal tritt oder eine Anhöhe mit schöner Fernsicht erblickt, oder ein verfallenes Dorf mit bleichen, verhungerten Gesichtern antrifft, da findet man wieder prachtvolle Paläste, elegante Schlösser, reiche Landhäuser; es sind wieder die Lustschlösser von Prinzen und Prinzessinnen, oder es sind Edelsitze. Fabrikgebäude trifft man auch an, aber sie gehören dem königlichen oder herzoglichen Geheimen Commerzienrathe.

Schloß Hohenfelden war eines der schönsten und geschmackvollsten Lustschlösser des Landes. Es war ein landesherrliches Schloß; aber wenn man fragte, wem es gehöre, so erhielt man zur Antwort: Seiner Hoheit dem Prinzen Ludwig. Es war ihm schon früh zu seiner Apanage übergeben worden, und er bewohnte es oft, wenn er ein Stillleben in seiner Weise führen wollte.

Es lag an dem Abhange einer mäßigen Anhöhe,

war auf drei Seiten umgeben von Wald und Busch und Berg und Thal, die überall mit prächtigen und anmuthigen, romantischen und heimlichen Parkanlagen bedeckt waren, mit Boskets, Alleen, Kiosks, selbst kleinen Villen, mit Grotten, Staubbächen, hohen Wasserleitungen, mit Orangerien, Teichen, kleinen Landseen.

Die vierte Seite, die Hauptfront des Schlosses, war einer weiten, fruchtbaren Ebene zugekehrt, an deren fernem Horizont blaue Berge und graue Kirchthürme emporragten.

Der Prinz Ludwig bewohnte seit einigen Tagen wieder das Schloß Hohenfelden. Es stand immer zu seiner und seines Gefolges Aufnahme bereit.

Sein Gefolge war diesmal äußerst gering; außer der Dienerschaft war nur sein Adjutant, der Rittmeister von Dahlen, mit ihm gekommen.

Aber am Tage nach seiner Ankunft erhielt der Prinz Gäste, die Frau von Schirmer, die der Oberstlieutenant von Trittov in seiner Ueberraschung und seinem Zorne eine alte Kupplerin genannt hatte, und ihre schöne Tochter Amalie, die, wie wir wissen, die Verlobte des Rittmeisters von Dahlen war.

Die Festungsstadt hatte mit dem braven Herrn von Trittov sich noch nicht erholt von ihrer Ueberraschung über das plötzliche und gleichzeitige Verschwinden des Prinzen mit seinem Adjutanten und der Frau von Halt-

haus mit einem fremden Herrn, der am Abend vorher bei ihr angekommen war, als das Gerücht durch die Straßen und Gesellschaften lief, auch die Frau von Schirmer mit ihrer Tochter sei plötzlich von dannen, und zwar, wie hinzugesetzt wurde, in einer Equipage des Prinzen abgefahren; wohin, das wußte wieder kein Mensch, und schwerlich hatte wohl irgend Jemand eine Ahnung davon; der Herr von Trittov, der am Abend vorher Zeuge von allerlei Begebenheiten gewesen war, würde sich geradezu überschlagen haben, wenn er das Reiseziel der beiden Damen erfahren hätte, und dann gar die Veranlassung zu dieser Reise.

Es war am Morgen früh, die Frau von Schirmer war noch im Negligé, als der Kammerdiener des Prinzen bei ihr gemeldet wurde.

Die Dame erschrak. Sie hatte nach den Ereignissen des Abends Nachrichten von dem Prinzen erwarten können. Aber so früh schon! Es mußte etwas Besonderes und Dringliches sein, was der erste Diener des Prinzen, der zugleich dessen Vertrauter war, ihr zu bringen hatte. Konnte sie doch auch nach jenen Ereignissen nur etwas Besonderes erwarten.

Die Frau von Schirmer hatte sich und ihrer Tochter von dem Geburtstage der jungen Dame so viel versprochen.

„Sei nur noch heute", hatte sie zu der Tochter

gesagt, „freundlich gegen den Prinzen und dein und unser Glück ist gemacht.“

Fräulein Amalie seufzte. Sie war ein gutes, weiches Kind, die über Alles ihre Mutter liebte. Sie war ja auch ihrer Mutter Alles, die für sie, für ihre Ausbildung und freilich auch Ausstaffirung entbehrt und gedarbt hatte. Die Frau von Schirmer war eine arme Offizierswittwe. Welche richtige Lieutenantsfrau träumt sich nicht als Generalin, mindestens als Oberstin. Hat sie auch nur erst ein Regiment, so ist sie Herrin eines ganzen Offizier-Corps und der Gesellschaft, und um es ganz und recht zu sein, muß sie nur ihre Reize conserviren.

Der Frau von Schirmer waren ihre Träume dadurch zerstört, daß ihr Mann schon als Lieutenant starb. Die arme Wittwe mit einem Kinde und der dürftigen Pension, die zudem bei einer zweiten Heirath wegfiel, konnte keinen zweiten Mann finden. Da lebten ihre Träume in anderer Weise wieder auf. Ihr Kind versprach schön zu werden und — Amalie muß mein Glück machen! Dazu erzog sie ihr Kind. Indeß, sie hatte es dazu nicht verziehen können. Amalie von Schirmer hatte ein Herz, das nicht wohl zu verderben war, und diesem Herzen kam zu Statten, daß es schon früh von einem anderen, braven, ehrenhaften und stolzen Herzen gefunden wurde, an das es sich fest und sicher anschließen konnte.

Der Rittmeister von Dahlen und Amalie Schirmer

liebten sich, verlobten sich und wollten heirathen, sobald der Herr von Dahlen eine Escadron bekam. Er war bis jetzt nur Stabsrittmeister und konnte auch mit der geringen Zulage, die er als Adjutant des Prinzen erhielt, eine Frau nicht ernähren. Dieses arme adelige Offiziersproletariat in Deutschland ist ein sehr trauriges.

Die Frau von Schirmer gerieth über die Liebe ihres Kindes in einen nicht gelinden Zorn. Dann fiel ihr etwas Anderes ein. Der Herr von Trittov hatte sie nicht umsonst eine arge Kupplerin genannt. Sie verlobte ihre Tochter mit dem Herrn von Dahlen, sagte zu sich: Der Prinz wird die Frau seines Adjutanten sehen, und sie wird schon darum ein Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit werden, weil er Niemanden etwas gönnt; und sagte dann zu ihrem Kinde: Amalie, sei ja nicht unartig gegen den Prinzen, er hat das Schicksal deines Verlobten in der Hand!

Der Prinz sah die Braut seines Adjutanten, gönnte diesem das Kind nicht, machte durch seine besondere Aufmerksamkeit gegen sie die Mutter glücklich, die Tochter unglücklich, den Herrn von Dahlen, den stolzen, ehrenhaften Charakter, zu jenem finsteren, verschlossenen Menschen, von dessen Leidenschaft, wie der Rittmeister von Homberg sagte, eine schreckliche That zu erwarten war.

Der Prinz war jedoch bei seinen Aufmerksamkeiten gegen Amalie Schirmer immer rücksichtsvoll und be-

scheiden — er war der gewandte Verführer, der seine Stunde abzuwarten und vorzubereiten wußte; der Herr von Dahlen vermochte dem braven Kinde gegenüber seine Angst und seinen Zorn zu verbergen, und die Frau von Schirmer tröstete die Tochter von Woche zu Woche damit, in der nächsten Woche werde der Herr von Dahlen seine Escadron bekommen und sie seien dann von dem Prinzen erlöset.

So war der Geburtstag Amalien's gekommen.

Der Prinz hatte auf diesen Tag die Tour in das Gebirge mit der Frau von Halthaus verabredet. Sein Adjutant mußte vom frühen Morgen und sollte bis zum späten Abend von der Partie sein und seine Braut den ganzen Tag nicht sehen, also vernachlässigen. Er selbst wollte die Vernachlässigte am Abend trösten. Mit der Mutter hatte er es verabredet. Sein Kammerdiener hatte seine Befehle erhalten. Es war ein trauriger Geburtstag für die arme Amalie.

Drei Zeilen schickte ihr der Herr von Dahlen durch seinen Burschen, es war des Morgens. Soeben befehle ihm der Prinz, mit ihm auszureiten; sie würden vor Mitternacht nicht zurückkehren; so könne er sie erst morgen sehen. Amalie war untröstlich. Die Frau von Schirmer mußte ihre glücklichsten Hoffnungen verbergen, ihre Unruhe, ihr Erwarten.

Am Abend stahl sie sich an ein dunkles Fenster, das auf den Garten führte.

Sie sah Jemanden mit einem hellen Carton in den Garten treten.

Der Herr Wagener!

Der Herr Wagener war der Kammerdiener des Prinzen.

Der Dame klopfte das Herz hörbar.

Durch das heimliche Pförtchen trat wieder Jemand in den Garten. — Der Prinz! — Die Dame schlich auf den Zehen aus dem Zimmer, aus dem Hause, in den Garten, zu der Laube, in welcher der Verabredung gemäß der Prinz sie erwartete. Sie bewunderte pflichtschuldig das schöne Blumenbouquet, das der Prinz für ihre Tochter in der Hand hielt, versprach ihm, ihr Kind in fünf Minuten zu ihm in die Laube zu führen, kehrte in das Haus zu ihrer Tochter zurück.

„Amalie, gehen wir in den Garten!"

Die Braut saß unruhig in ihrem Zimmer.

„Bis Mitternacht fesselt ihn der Dienst! Dieser abscheuliche Dienst! Bis Mitternacht! O, er könnte sich doch wohl losmachen. Er wird es, wenn er mich liebt. Gewiß, gewiß!"

Sie war zwischen Fürchten und Hoffen. Sie war aufgeregt. Da forderte die Mutter sie zu dem späten

Gange in den Garten auf. Die Mutter sah so geheimnißvoll aus.

„Was sollen wir in dem Garten, Mutter?“

„Der Abend ist so schön.“

„Du hast etwas Besonderes, Mutter!“

„Ja, mein Kind.“

„Und was ist es?“

„Eine Ueberraschung.“

„So, durftest du es mir nicht sagen?“

„Nein. Aber würde ich an deinem Geburtstage dich mit etwas Anderem, als mit Angenehmem überraschen wollen?“

„Er hat sich losgemacht! Er ist da! Er ist es, der mich überraschen will!“ sagte sich Amalie.

Sie wollte ihm, sie wollte der Mutter die Freude nicht verderben.

Sie ging mit der Mutter.

An der Thür, die in den Garten führte, machte sie Halt.

„Amalie, ich muß es dir doch verrathen, der Prinz ist im Garten.“

Amalie erbebte.

„Laß mich umkehren, Mutter!“

„Er will dir nur einen Blumenstrauß überreichen.“

„Ich will nichts von ihm.“

„Auch nicht dein Glück, Amalie? Die Escadron für Dahlen!"

Amalie schwankte.

„Ich bleibe ja bei dir, Amalie!"

„Gehen wir!"

„Und sei recht freundlich, Amalie, und dankbar."

Im Garten fiel der Schuß.

Mutter und Tochter flogen auseinander.

Die Mutter, das Gewissen der Kupplerin errieth so ziemlich, was sich im Garten ereignet haben mußte. Die Angst preßte es ihr in Worten hervor:

„Allmächtiger, wenn er ihn erschossen hätte!"

„Wer, wen, Mutter?"

Die Mutter hatte keine Antwort.

Die Liebe gab dem Kinde die Antwort.

„Der Prinz? Dahlen?"

Sie riß die Thür auf. Sie stürzte in den Garten.

Die Mutter mußte ihr folgen.

Es war still im Garten, man sah keinen Menschen darin.

Die Mutter lenkte ihre Schritte zu der Laube, in der sie den Prinzen verlassen hatte.

Auch hier war Niemand.

Aber es war Jemand dagewesen.

Ein prachtvoller, kostbarer Blumenstrauß bezeugte es, der an der Erde lag.

Er bezeugte mehr; er war zertreten.

„Hier muß ein Kampf stattgefunden haben!“

Die Tochter rief es entsetzt.

„Aber kein Unglück!“ sagte die Mutter. „Die Erde ist trocken, der Sand weiß.“

Sie blieben allein im Garten, rund umher blieb es still.

Sie kehrten in das Haus zurück.

Der morgende Tag mußte Aufklärung bringen, ihnen Beiden.

Die Nacht brachte ihnen keine Ruhe.

Früh am anderen Morgen war der Kammerdiener des Prinzen bei der Frau von Schirmer, überreichte ihr ein Billetchen vom Prinzen. Sie riß es auf; es lautete kurz:

„Ich bitte Sie inständig, gnädige Frau, mir mit Fräulein Amalie Ihren Besuch auf Hohenfelden zu schenken. Das Fräulein wird den Herrn von Dahlen dort finden. Wagener wird sie hinführen. Ihr Ludwig.“

„Wagener, was ist vorgefallen?“ rief die Dame.

Wagener war vollständig der vertraute Kammerdiener, der viele Geheimnisse hat, die niemals an das Tageslicht kommen dürfen. Sein Gesicht war so weiß wie seine Halsbinde und so glatt und unergründlich wie die spiegelglatte und spiegelklare Oberfläche eines

Sees, dessen Grund noch kein Senkblei hat erreichen können.

„Gnädige Frau, ich weiß nichts.“

„Sie wissen Alles, Wagener. Was dürfen Sie mir sagen?“

Der Kammerdiener des Prinzen sann einen Augenblick nach oder that so, dann sprach er:

„Ich glaube, ich darf Ihnen Alles sagen, gnädige Frau. Seine Hoheit kam heute Nacht spät nach Hause, allein, ohne den Herrn von Dahlen, in einer großen Aufregung, aber stumm, absolut stumm. Seine Hoheit mußten erst mit sich selbst, mit ihren Gedanken fertig sein, ehe sie sprachen. Das dauerte aber lange. Ich fragte mehrere Male, ob ich Seine Hoheit auskleiden solle. Ich erhielt auch keine Antwort. Endlich vernahm ich die ersten Worte:“

„Den Reisewagen!“

„Wohin befehlen, Hoheit?“

„Nach Hohenfelden.“

„Wann befehlen, Hoheit?“

„In einer halben Stunde.“

„Welche Begleitung befehlen Hoheit?“

„Dahlen fährt mit mir. Du wirst nachfolgen.“

„Ich erwartete weitere Befehle. Ich mochte ihn etwas verwundert ansehen.“

„Er fuhr fort:“

„Du wirst die Frau von Schirmer mit ihrer Tochter nach Hohenfelden führen, in meinem besten Reisewagen.“

„Dahlen zu mir!“ befahl er dann.

„Ich ging zum Herrn von Dahlen.“

„Er wohnt in einem anderen Theile des Palais. Er war auf. Schon oder noch? Ich wußte es nicht. Der Tag hatte schon zu dämmern begonnen.“

„Er schien aufgeregt zu sein wie der Prinz. Er war blaß in seiner Aufregung, leichenblaß, verstört.“

„Ich richtete meinen Befehl aus.“

„Einen Augenblick stand er stumm.“

„Zu ihm! sagte er dann. Ja, ja, ich wollte ja hin.“

„Er sprach es mehr zu sich, als daß er mir antwortete.“

„Er ging zu dem Prinzen.“

„Ich bestellte die Reisewagen, ging dann zu den Gemächern des Prinzen zurück, die Reisesachen Seiner Hoheit zu besorgen.“

„Der Herr von Dahlen war nicht mehr bei dem Prinzen.“

„Nach einer halben Stunde hielt der Reisewagen am Portal.“

„Ich folgte dem Prinzen dahin.“

„Am Wagen stand der Herr von Dahlen.“

„Er kam mir noch bleicher vor, als ich ihn verlassen hatte.“

„Der Prinz und er stiegen in den Wagen.“

„Sie sprachen kein Wort miteinander.“

„So fuhren sie ab.“

„Seine Hoheit hatte mir vorher das Billet an die gnädige Frau übergeben.“

„Ich erwarte die Befehle der gnädigen Frau.“

Die Reihe des Nachsinnens war an der Frau von Schirmer.

Zunächst hatte sie dann eine Frage.

„Wagener, der Prinz hat Ihnen noch etwas gesagt?“

Der Kammerdiener zuckte die Achseln, als wenn er es nicht sagen dürfe.

„Sie sind der Vertraute des Prinzen, Wagener, und — Sie haben das Glück einer Familie in Ihrer Hand.“

Für Schmeicheleien war Wagener unzugänglich. Das wußte auch die Frau von Schirmer. Sie wußte aber auch, daß er es liebte, wenn man ihm zuredete.

Die Beiden kannten sich genau.

„Gnädige Frau“, sagte Wagener, „wenn ich mir anmaßen dürfte, Ihnen meinen Rath zu geben —“

„Rathen Sie mir, lieber Wagener, ich bitte Sie darum.“

„Reisen Sie mit Fräulein Amalie nach Hohenfelden?“

„Wir reisen, Wagener!“

Auch die Dame liebte es wohl, daß man ihr zurede.

„Wann befehlen gnädige Frau den Wagen?“ fragte Wagener.

„Wir werden in einer halben Stunde fertig sein.“

„Ich darf an dem Gartenpförtchen vorfahren lassen?“

„Ja!“

Wagener ging.

Die Frau von Schirmer kehrte zu ihrer Tochter zurück.

„Amalie, wir fahren nach Hohenfelden.“

„Zum Prinzen, Mutter?“

„Lies!“

Die Mutter übergab der Tochter das Billet des Prinzen.

Die Tochter las es.

„Auch Dahlen dort? Was ist geschehen, Mutter?“

„Ich weiß es nicht. Aber fahren müssen wir.“

„Ja, wir müssen!“

Nach einer halben Stunde hielt Wagener mit einer prinzlichen Equipage hinten an dem geheimnißvollen Pförtchen des Gartens.

Mutter und Tochter stiegen ein, Wagener setzte sich hinten auf in das kleine Cabriolet. So fuhren sie nach Hohenfelden.

An einem schönen warmen Sommernachmittage kamen sie hier an.

Der Prinz saß unter einer Veranda an der Vorderfront des Schlosses und genoß die Aussicht in die weite Ebene, die sich mit ihren Wiesen, Feldern und Wäldern, mit ihren Dörfern, Weilern und Landhäusern bis zu jener Ferne der blauen Berge und grauen Stadtthürme vor ihm ausdehnte.

Unten vor der Terrasse, die zu der Veranda führte, ging der Adjutant des Prinzen, der Rittmeister von Dahlen, langsam auf und nieder.

Beide vernahmen das Rollen eines Wagens, der sich nahte, das Schnauben der Pferde, die ihn im scharfen Trabe heranbrachten.

Der Prinz —

Aber bevor wir weiter erzählen, berichten wir mit wenigen Worten, wie mit dem Prinzen sein Adjutant nach Hohenfelden gekommen war.

Der Kammerdiener Wagener hatte den Herrn von Dahlen zu dem Prinzen rufen müssen.

Der Adjutant war sofort gegangen.

„Ah, ich wollte ja zu ihm!“ hatte er aufgeregt, wie für sich, gesagt.

Er sammelte sich auf dem Wege. Er konnte, äußerlich ruhig und mit einem Entschluß fertig, zu seinem Herrn eintreten.

War der Prinz, der Zweitnächste am Throne, bei der körperlichen und geistigen Schwäche des nächsten Erben

der Krone sogar der präsumtive Thronerbe, war er nicht der Herr des Offiziers, der zudem sein Adjutant war?

Der Prinz war mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt, als der Herr von Dahlen eintrat. Er blickte nach dem Eintretenden nicht auf, fuhr in seiner Beschäftigung fort.

Der Adjutant mußte an der Thüre stehen bleiben, die Befehle seines Herrn zu erwarten. Er stand lange schweigend, unbeweglich.

„Hoheit haben befohlen!“ sagte er endlich.

Der Prinz blickte von seinen Papieren nicht auf, antwortete nicht.

„Hoheit befahlen!“ sagte der Adjutant noch einmal.

Der Prinz blickte wieder nicht auf, antwortete aber:

„Erwarten Sie meine Befehle!“ war die Antwort, kalt, strenge, schneidend.

Er will mich kränken, provociren, war der Gedanke des Offiziers. Und er will die Rache haben für die Beleidigung, die er in der Nacht von mir erfuhr, und für seine eigene Feigheit, mit der er sie hinnahm. Aber, pah, was kann er wollen? Muth hat er auch jetzt nicht, nicht einmal den, mich zu erschießen, unvorbereitet und wehrlos, wie ich gegen ihn bin. Muth hatte dieser Prinz nie. Ich werde ihn haben.

„Ich habe eine Bitte, Hoheit“, sagte er.

„Sie schweigen", befahl ihm der Prinz.

„Es ist eine dringende Bitte".

Der Prinz war mit seinen Papieren fertig oder wollte es sein.

„Hören Sie zuerst meine Befehle", sagte er.

Der Adjutant mußte hören.

Der Prinz fuhr fort:

„Ich verreise in einer Viertelstunde nach Hohenfelden. Sie werden mich begleiten. Machen Sie sich fertig."

Der Prinz sprach immer befehlend, strenge, schneidend.

„Wollen Hoheit mir gestatten, meine Bitte vorzutragen?" sagte der Herr von Dahlen.

„Sprechen Sie!"

„Ich bitte Eure Hoheit um meinen Abschied."

War der Prinz darauf vorbereitet? Er antwortete ohne alle Ueberraschung:

„Ihren Abschied kann Ihnen nur der Fürst ertheilen."

„Ich bitte Eure Hoheit um Urlaub auf acht Tage", sagte der Adjutant.

„Sie erhalten keinen Urlaub!" war die kurze Antwort.

In dem Herrn von Dahlen kochte es doch. Er stand einem Menschen gegenüber, den er so tief verachtete.

„Hoheit, ich bin Ihr Sclave nicht!"

„Aber mein Diener, oder, wenn Ihnen das Wort

besser gefällt, mein Untergebener, der meinen Befehlen zu gehorchen hat. Sie werden in zehn Minuten mit mir reisen."

„Ich werde nicht!" sagte mit flammenden Augen der Offizier.

„Sondern?"

„Ich werde zur Residenz reisen und den Fürsten um meinen Abschied bitten!"

„Und ich", sagte der Prinz, „werde Sie auf dem ersten Schritte vor dem Thore der Festung als einen Deserteur arretiren lassen!"

Der Herr von Dahlen verachtete den Prinzen, also kannte er ihn, also war ihm auch seine Lage völlig klar und ihre klare Erkenntniß gab ihm einen festen Entschluß.

„Hoheit", sagte er, „die Erklärung, die ich aus Ihrem Munde vernehme, könnte mich veranlassen, Sie niederzuschießen, da Sie aber jetzt wissen, daß ich keines Mordes fähig bin, so konnte sie mich nur auffordern sollen, Hand an mich selbst zu legen. Sie haben dies vergebens erwartet, mein Prinz. Ich gehorche Ihren Befehlen."

Damit ging er.

Eine Viertelstunde später saß er an der Seite des Prinzen im Wagen.

Sie fuhren nach Hohenfelden.

Sie kamen, Tag und Nacht mit Extrapostpferden fahrend, am zweiten Tage dort an.

Sie hatten auf dem Wege kein Wort miteinander gesprochen.

Sie wechselten auch in Hohenfelden keine Silbe miteinander.

Das erste Wort sprach der Prinz wieder zu seinem Adjutanten, als der Wagen am Schlosse vorfuhr, der die Frau von Schirmer und ihre Tochter brachte.

Er war aufgestanden, als er seine Equipage erkannte, er ging ihr entgegen.

„Folgen Sie mir!" befahl er seinem Adjutanten.

Der Wagen hielt.

Der Prinz trat an den Schlag, hob selbst die Damen heraus.

Er nahm dann den Arm des Fräuleins.

„Führen Sie die gnädige Frau", befahl er dem Adjutanten.

Der Mutter war er sicher.

Die Verlobten sollten nicht miteinander reden.

Sie fanden auch ferner keine Gelegenheit dazu.

Der Prinz blieb bei den Damen, bis sie am Abend sich zur Ruhe begaben.

Der Adjutant durfte nur erscheinen, wenn es ihm befohlen wurde.

Es wurde ihm nicht befohlen.

Am Abend wollte er sich zu den Damen begeben.

Vor der Thür stand der Kammerdiener Wagener.

„Die Damen sind schon im Negligee, Herr Rittmeister.“

„Ich kann das von den Damen selbst erfahren.“

„Ich habe von Seiner Hoheit den Befehl, Niemanden zu ihnen zu lassen.“

Der Herr von Dahlen mußte umkehren.

Er begab sich in sein Zimmer und schrieb sein Abschiedsgesuch an den Fürsten.

Am anderen Morgen übergab er es dem Diener, der die Aufwartung bei ihm hatte, um es in das Postfelleisen zu befördern, das täglich von Hohenfelden abging.

Nach einer Stunde wurde er zum Prinzen gerufen.

Der Prinz gab ihm sein Schreiben an den Fürsten zurück.

„Wenn Sie sich noch einmal unterstehen, eine Zeile hinter meinem Rücken zu schreiben, so lasse ich Sie wegen versuchten Mordes vor ein Kriegsgericht stellen. Mein fürstliches Wort überführt Sie.“

„Bin ich der Gefangene Eurer Hoheit?“

„Ja!“

13.

Comteß Ottilie Starenheim machte einen ihrer gewöhnlichen Besuche im Castell. Sie klopfte an das Pförtchen des alten schwarzen Staatsgefängnisses; der Posten auf der anderen Seite schob den kleinen Schieber in der Thüre zurück, erkannte die Comteß, öffnete, ließ die alte Dame eintreten und rief plötzlich nach dem Innern des Thorweges zurück:

„Unteroffizier Ottens!"

Der alte brummische Unteroffizier Ottens, der das Fräulein von Zabern und Antonie von Fahrenholz zu dem Gefangenen in Nummer zwölf geführt hatte, erschien um die Ecke, sah die Comteß, die er kannte, schien verlegen zu werden.

„Der Oberst ist doch da?" fragte ihn die Dame.

„Im Augenblick, gnädige Comteß —"

„Nicht zu sprechen?" fragte die Comteß.

„Im Dienste."

„Also nur für einen Augenblick?"

„Es kann auch eine halbe Stunde dauern."

„Dürfen Sie mich unterdeß in das Zimmer des Obersten führen?“

Der alte Unteroffizier schien verlegener zu werden.

„Zu Befehl!“ sagte er indeß.

Sie gingen zu den Zimmern des Obersten.

„Unteroffizier Ottens“, sagte die Comteß im Gehen.

„Gnädigste Comteß?“

„Wo ist der Oberst?“

„Bei einem Gefangenen.“

„Und wer ist der Gefangene?“

„Hm, eigentlich ist es eine Gefangene.“

„Ah, auch Frauen habt ihr hier! Vielleicht gar eine vornehme Dame?“

Der Unteroffizier antwortete nicht.

„Alter Ottens“, sagte die Dame, „haben Sie vor dem Obersten Dienstgeheimnisse?“

„Nein, gnädige Comteß!“

„Und doch vor mir?“

„Mit dieser Gefangenen ist es ein eigen Ding, gnädige Comteß.“

„Wie heißt sie?“

„Ihren Namen weiß ich nicht.“

„Auch Sie nicht?“

„Sie wurde bei ihrer Einlieferung nicht genannt.“

„Und sie selbst?“

„Hat sich auch noch nicht genannt.“

„Wie sieht sie aus?"

„Es ist eine sehr schöne Dame."

„Ah, eine Dame also?"

„Sie trägt seidene Kleider."

„Kleider machen Leute!" sagte die Comteß. „Ist sie noch jung, diese vornehme Dame?"

„Es passirt. Aber sehr schön ist sie."

„Seit wann ist sie hier?"

„Seit dem gestrigen Abend."

„Wer lieferte sie ein?"

„Der Lieutenant Braun."

„Ah, Braun ist wohl Ihr Hauptlieferant?"

Der alte Unteroffizier zuckte die Achseln, zum Zeichen, daß es so sei.

„Und Braun", fragte die Comteß, „wollte nicht sagen, wer sie sei?"

„Er sagte, das dürfe kein Mensch erfahren, und wenn sie mit einem Menschen hier spräche, so —"

„Nun! So?"

„So könne es kommen, daß sie die Stunde darauf an ihrem Taschentuche sich in ihrer Zelle erhängt habe."

„Potz Tausend, Ottens, Ihr Lieutenant Braun hat eine eigene Art und Weise, die Leute stumm zu machen. Aber Sie sagten, der Oberst sei bei der Dame?"

„Mit ihm darf sie natürlich sprechen. Ich mußte ihn zu ihr bitten."

„Ist er schon lange bei ihr?“

„Seit zehn Minuten.“

Sie hatten das Zimmer des Obersten erreicht.

Der Unteroffizier hatte die Dame eintreten lassen, blieb mit ihr da.

Sie sah ihn mit ihrem lustigsten Spott an.

„Unteroffizier Ottens!“

„Gnädigste Comteß?“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, lieber Ottens, daß Sie mir Gesellschaft leisten wollen. Aber Sie haben gewiß Geschäfte und ich will Ihnen Ihre theure Zeit nicht rauben.“

„Hm, gnädigste Comteß —“

„Gehen Sie, gehen Sie, braver Ottens. Ich werde mir die Zeit hier schon vertreiben.“

Das war es wohl, was der brave Ottens befürchtete. Aber konnte er der eigenthümlichen Liebenswürdigkeit der alten Freundin seines Herrn widerstehen? Er ging.

„Wer kann die Gefangene sein?“ fragte sich die Comteß.

Sie mußte es wissen. Sie war schnell entschlossen. Sie kannte die Geheimnisse des Castells.

Die Wohnung des Commandanten stand durch einen Gang in unmittelbarer Verbindung mit demjenigen Theile des weitläufigen Staatsgefängnisses, in welchem die Gefangenen hinter Thür und Riegel gehalten wurden. Der

Oberst konnte aus seinem Zimmer zu ihnen gelangen, ohne daß irgend Jemand in dem ganzen Gebäude davon wußte.

Comteß Ottilie von Starenheim verriegelte von innen die Thür, durch die der Unteroffizier sie in das Wohnzimmer des Obersten hatte eintreten lassen. Sie öffnete dann eine Thür in der Seitenwand, trat in das Schlafgemach des Obersten, durchschritt dieses, durchschritt ein Paar andere Zimmer, deren Thüren sie gleichfalls offen fand, machte endlich vor einer Thür halt, horchte, hörte nichts, öffnete sie, machte sie hinter sich zu.

Sie befand sich in einem kleinen Raume, von dem ziemlich breite Gänge nach drei Richtungen ausliefen. In den Gängen sah man Thür an Thür.

Die Gefängnißzellen waren hier.

Die alte Dame schritt in den Gang rechts. An diesem lagen die Frauengefängnisse.

Die Dame ging langsam, leise, nach beiden Seiten horchend.

Sie hörte lange nichts.

Auf einmal wurde hinter einer der Thüren eine Stimme laut.

Es war die des Obersten.

Eine weibliche Stimme antwortete ihm.

Die Comteß machte Halt, schlich auf den Fußspitzen

dicht an die Thür, legte das Ohr daran, konnte jedes Wort verstehen, das gesprochen wurde.

Die Frauenstimme, die mit dem Obersten sprach, war ihr unbekannt.

Die Unbekannte hatte mit dem Obersten folgendes Gespräch, von dem indeß die Comteß Starenheim den Anfang nicht vernommen hatte.

Sie hatte sich von ihrem Stuhle erhoben, als der Oberst zu ihr eintrat.

Die Staatsgefangenen des Castells wurden in Manchem mit einer gewissen Rücksicht behandelt.

Sie war eine schöne Frau, die Gefangene, zu welcher der Oberst eintrat. Sie war eine interessante Erscheinung, elegant gekleidet, hatte die Manieren und den Aplomb der vornehmen Welt.

„Der Herr Gouverneur des Castells?" empfing sie den Obersten.

Der Oberst hatte in seinem Dienste mancherlei Menschen kennen und durchschauen oder auch nicht durchschauen gelernt; immerhin hatte er gelernt, bis er völlig durchschaut habe, und auch dann noch, vorsichtig zu sein.

„Ich bin der Commandant hier", antwortete er so kalt wie möglich.

„Herr Oberst von Randau, wenn ich nicht irre?"

„Sie irren sich nicht."

„Herr Oberst, unter welchem Namen bin ich hier?"

„Führen Sie mehrere Namen?“

„Mir ist hier vielleicht ein anderer, als mein wahrer Name beigelegt.“

„Und warum sollte das geschehen sein?“

„Weil mein wahrer Name hohe Persönlichkeiten compromittiren könnte.“

„Ihr wahrer Name ist?“

Die Dame antwortete nicht.

„Hm, mein Herr“, sagte sie, „ich war die Geliebte Seiner Hoheit.“

Hatte sie erwartet, der alte Oberst werde sich verwundern, mit seinem einen Beine gar einen Satz machen, so hatte sie sich geirrt.

„Welcher Hoheit?“ fragte er ruhig.

„Des Fürsten! Ihres Monarchen.“

Auch diese Erläuterung ließ den alten Soldaten vollkommen gleichgültig.

„Zu welchem Zwecke hatten Sie mich zu sich bitten lassen?“ fragte er.

Die Gefangene wußte sich auch in seine Ruhe und Kälte zu finden.

„Herr Oberst“, sagte sie, „ich bin noch die Geliebte des Fürsten. Eine Intrigue hat mich nur momentan von ihm zu trennen gewußt. Werden Sie mir gestatten, drei Zeilen an Seine Hoheit zu schreiben?“

„Darum haben Sie mich zu sich bitten lassen?“ fragte der Oberst.

„Darum!“

„Ich bedaure.“

Der brave Oberst wollte sich damit entfernen.

„Der Fürst wird es Ihnen Dank wissen“, suchte die Gefangene ihn zu halten.

„Ich verlange nur meine Pflicht zu thun.“

„Mein Herr, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß zu offenbaren.“

Der Oberst hatte schon seine Hand auf das Schloß der Thür gelegt, er wollte es umdrehen.

„Es handelt sich um die Ehre, um die Sicherheit des Fürsten!“ sagte die Dame.

Der Oberst trat von der Thür zurück.

Zu der Thür trat wieder die Comteß Ottilie von Starenheim.

Sie hatte gehorcht von dem Moment an, da die Gefangene erklärt hatte, daß sie die Geliebte des Fürsten sei.

Die Comteß hätte beinahe einen Satz gemacht.

Als darauf der Oberst der Thür sich nahte, um das Gemach zu verlassen, trat sie von der Thür zurück. Die Fortsetzung des Gespräches führte sie wieder zu dieser.

Der Oberst sagte zu der Gefangenen:

„Wenn Sie die Wahrheit sprechen und bei ihr bleiben wollen, so reden Sie.“

„Wohlan!“ sagte die Gefangene. „Der Monarch ist in keinen guten Händen.“

Der Oberst schwieg.

Die Gefangene fuhr fort:

„Der Lieutenant Braun —. Er ist im Grunde noch der Beste. Er ist nur ein roher Gesell, ohne Erziehung, und es bringt dem Monarchen keine Ehre, mit einem solchen Menschen vertraut zu sein. — Sie erwidern mir nichts, Herr Oberst? Sie stimmen mir also zu!“

„Ich habe“, sagte der Oberst, „Ihnen gar nichts zu erwidern. Ich sollte nur von Ihnen etwas hören.“

„So hören Sie mir zu. Der größte Schurke am Hofe ist der Herr von Rodewitz, und von ihm will ich Ihnen erzählen. Sie haben doch von den berüchtigten Drohbriefen vernommen?“

Beinahe hätte der Oberst einen Satz gemacht.

„Ah“, lächelte die Gefangene.

„Wissen Sie“, fuhr sie dann fort, „daß er der Verfasser der Drohbriefe ist?“

„Wer?“ fragte der Oberst ruhig wie vorher.

„Der Hauptmann von Rodewitz, der Freund und der Verräther des Fürsten, der den Fürsten gegen die Fürstin aufhetzt und die Fürstin wieder gegen den Fürsten. Aber ich drückte mich unrichtig aus. Der eigentliche Verfasser

jener Briefe ist er nicht, wenn man unter dem Verfasser eines Briefes Denjenigen zu verstehen hat, der ihn nur schrieb. Ich kenne aber auch diesen. Und, mein Herr Oberst, ich kann über Alles, was ich Ihnen hier mitgetheilt habe, Ihnen auch die bündigsten Beweise liefern."

Die Gefangene schwieg. Der Oberst sollte reden.

„Und diese Beweise?" fragte er.

„Stehen Ihnen zu Diensten gegen einen kleinen Gegendienst."

„Dieser wäre?"

„Sie befördern drei Zeilen von mir in die Hände des Fürsten."

Der brave Oberst hätte für die Beweise, von denen die Gefangene sprach, wohl sehr Vieles gegeben, und die Horcherin an der Thür sicher noch weit mehr. Die Comteß zitterte fast. Sie mußte eine Prise nehmen, um sich zu beruhigen.

„Könnte ich ihm nur zurufen! Nur ein Zeichen geben! Er kann ihr ja versprechen, was sie will, und nachher halten, was er will! Aber er ist der gewissenhafte Thor! Wer braucht denn solch einer Person sein Wort zu halten? Geliebte des Fürsten. Unser allergnädigster Landesvater hat allerlei Geliebten! Diese mag von einer ganz absonderlichen Sorte sein! Gewissenhaftigkeit! Jedes Ding hat seine Zeit und sein Maß. — Herr des Himmels, da haben wir es!"

Der Oberst erwiderte der Gefangenen:

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß das nicht geschieht."

„Und Sie bleiben dabei?" fragte die Gefangene.

„Von Ehre und Pflicht bin ich noch nie abgewichen."

In der Gefangenen ging eine plötzliche Veränderung vor. Sie lachte vergnügt, fröhlich auf.

„Herr Oberst", sagte sie, „Sie wissen also nicht, wie ich heiße?"

„Nein", antwortete der Oberst.

„Und man hat Ihnen auch nicht gesagt, warum ich verhaftet bin?"

„Es ist nicht meine Sache, das zu wissen."

„Werden Sie mir aber zuhören, wenn ich Ihnen Alles offenbare?"

„Mich hindert nichts."

„So hören Sie. Ich heiße Auguste Fiebing."

An der Thür draußen entstand ein leises Geräusch. Die Comteß Starenheim war wohl aufgefahren. In dem Gemache hörten sie es nicht.

„So?" sagte der Oberst gleichgültig.

„Der Name war Ihnen wohl unbekannt?"

„Ja."

„Ich glaube es. Die Welt kennt mich nur als Baronin, Gräfin — einmal war ich auch eine geheimniß=

volle Prinzessin. Man muß allerlei Rollen spielen, wenn man sein Glück machen oder in das Zuchthaus will."

„Sie waren schon im Zuchthause?" fragte der Oberst.

„Ja. Ich entsprang ihm vor zwei oder drei Monaten."

Der Oberst begann doch, seine schöne und elegante Gefangene mit einiger Verwunderung anzusehen.

Sie gewahrte es; sie lachte.

„Ich interessire Sie, Herr Oberst?"

„Zu welchem Zweck machen Sie mir Ihre Mittheilungen?" fragte der Oberst.

„Sie sollen es erfahren. Zuerst müssen Sie noch wissen, warum ich Ihre Gefangene bin. Aus dem Zuchthause in das Staatsgefängniß —, Sie werden zugestehen, es ist ein verkehrter Sprung, der seinen besonderen Grund haben muß. Er ist folgender. Der Fürst machte meine Bekanntschaft; ich gefiel ihm; er wollte gerade mit mir. — Sie kennen Falkenhausen, Herr Oberst?"

„Das fürstliche Jagdschloß!" sagte der Oberst.

„Der Fürst wollte mit mir dahin fahren. Es kam ein kleines Hinderniß. Ein Baron Dressel. — Er wohnt hier in der Residenz. — Aber was ist denn da?"

An der Thür des Gemaches war wieder ein leises Geräusch entstanden.

Die Comteß Starenheim war bei dem Namen ihres Neffen wohl etwas zu heftig zusammengefahren.

Der Oberst schien es nicht gehört zu haben.

„Wo?“ fragte er.

„An der Thür! Ich hörte dort etwas.“

„Sie haben sich geirrt“, sagte er kurz.

„Meinetwegen“, versetzte Auguste Fiebing.

Sie war gewohnt, die Dinge leicht zu nehmen.

„Es kam also“, fuhr sie in ihrer Erzählung fort, „ein kleines Hinderniß in der Person des Herrn von Dressel. Er machte mir den Hof; ich wurde mit ihm arretirt. Ihn entließ man; ich sollte in das Zuchthaus zurückgeschafft werden. Das war kein gescheidter Einfall des Lieutenants Braun; in mancher Beziehung nicht. Erstens hatte er nicht überlegt, daß ich die Ehre des Fürsten in meiner Hand hatte. Denken Sie sich, mein Herr Oberst, wenn ich jedem meiner Transporteure, in jedem Nachtquartier meinen Mitgefangenen das erzählte, was ich Ihnen hier anvertraut habe, mit allen Einzelheiten, mit dem Namen der Gräfin Berg, des Baron Dressel, des Herrn von Rodewitz! In welcher Glorie müßte der Name des Landesherrn erscheinen! Außerdem hatte man mich dummen Gendarmen anvertraut. Nach wenigen Stunden schon war ich ihnen entkommen. Ich kehrte nach Schloß Berg zurück, wo der Fürst mich kennen gelernt hatte. Dort suchte man mich am wenigsten. Ich fand Aufnahme bei einer alten Dame in der Nähe des Schlosses, als kranke, verfolgte Demagogenfrau. Die

Dame hatte einen Sohn, der gleichfalls ein flüchtiger Demokrat war. Sie bewohnte ein kleines geheimnißvoll und reizend verstecktes Haus. Dorthin machte gewiß der Fürst seine Spaziergänge; er mußte mich wiederfinden. — Aber ehe er mich fand, hatte der Lieutenant Braun mich wiedergefunden, und noch Jemand, der Hauptmann von Rodewitz. Braun ist der rohe Gesell mit einzelnen guten Seiten; Rodewitz ist der geriebene Hofmann, an dem kein einziges Haar gut ist.

„Stecken Sie“, befahl er dem langen Lieutenant, „die Person in einen verschlossenen Wagen und bringen Sie sie in das Castell; dort ist sie für immer begraben und unschädlich.“

„So kam ich hierher. Aber unschädlich? Für immer unschädlich? Pah, Herr Oberst, nicht einmal für immer begraben werde ich hier sein. Ich bin noch stets entsprungen und ausgebrochen und ich sage Ihnen, auch Sie werden mich nur solange festhalten, wie es mir gefällt. Ich bin im Besitz eines Schlüssels, der jedes Schloß aufsperrt, jedes Gefängniß öffnet. — Sie fragen mich nicht einmal nach diesem Schlüssel.“

„Er wird Ihnen hier nicht helfen“, sagte der Oberst mit seiner Ruhe.

Sie lachte.

„Verehrter Herr Oberst, Schönheit und Verführungs-

kunst helfen überall, bei Alt und Jung, bei jungen Gardelieutenants und bei alten Stelzfüßen."

Das ist ein Satansweib! sagte sich die Comteß Starenheim.

Die Gefangene fuhr fort:

„Also, entkommen könnte ich, wann ich will. Vor der Hand will ich aber noch nicht. Dagegen will ich zeigen, daß ich nicht unschädlich bin. Hören Sie mir zu, mein Herr Oberst. In der Nähe des kleinen, reizend und geheimnißvoll gelegenen Hauses, dessen ich erwähnte, lernte ich den Menschen kennen oder vielmehr fand ich den Menschen wieder, der die Drohbriefe an den Fürsten geschrieben hat, der also das lebendige Beweisstück gegen den ist, der sie ihm dictirte, gegen den Hauptmann von Rodewitz, den Schurken, der mich hier lebendig begraben wollte, und gegen den ich meine Rache haben muß, durch Sie, Herr Oberst."

Sie machte wieder eine Pause.

Der Oberst war etwas unruhig geworden; er sann nach.

„Durch Sie, Herr Oberst", wiederholte sie. „Sie berufen sich fortwährend auf Ihre Pflicht. Hier stehen Sie vor einer dringenden Pflicht, der höchsten, der heiligsten, die der Offizier gegen seinen Kriegsherrn hat, vor der, ihn vor Verrath zu schützen."

Dem Obersten trat ein wohl nicht leichter Schweiß auf die Stirn.

Das ist ein Satansweib, sagte auch er sich.

„Sie sind noch immer stumm, Herr Oberst?"

Er antwortete ihr nicht.

Sie sah ihn höhnisch an.

„Ah, Sie haben keinen Muth! Pah, alter Soldat mit dem Stelzfuß! Sein Leben konnte er für seinen Fürsten opfern! Eine elende Intrigue zu entlarven, dazu fehlt ihm der Muth. Pah, ich bin eine Schwindlerin, eine Betrügerin, eine Zuchthäuslerin, aber Sie können mir nicht einmal in die Augen sehen. Ein Mann, der keinen Muth hat. —"

Der alte brave Oberst konnte nicht mehr an sich halten; es hatte lange genug in ihm gekocht.

„Weib! Satan!" rief er.

„Ah, Sie werden warm", lachte sie, „es giebt Leute, die erst warm werden müssen, wenn ihnen der Muth kommen soll."

Der Oberst hatte sich wiedergefunden. Ruhig, wie vorher, aber mit der Strenge des alten Commandeurs, der vor der Front seines Regiments ein Strafgericht hält, sprach er:

„Sie schweigt! Spricht Sie noch ein Wort, so lasse ich Sie bei Wasser und Brod in eine dunkle Kammer sperren."

Sie schwieg.

Er verließ das Gemach, kehrte in seine Wohnung zurück.

Er ging geschlagen, vernichtet.

Hat sie nicht recht? mußte er sich sagen. Fehlt mir nicht der Muth, ein Verbrechen, eine Niederträchtigkeit aufzudecken? Aber einen Denuncianten sollte ich machen? Ist der Denunciant nicht mindestens eben so gemein, wie der Verbrecher? Wäre meine alte Soldatenehre nicht für alle Zeiten verloren? Könnte ich je wieder einem ehrlichen Manne in die Augen blicken? Würde man nicht mit Fingern auf mich zeigen? Da geht er! Er fragte eine Schwindlerin, eine aus dem Zuchthause entsprungene Betrügerin hinterlistig aus, um Hofintriguen einzuleiten!

Er trat in sein Zimmer.

Die Comteß war darin.

Als sie die Gefangene schweigen hörte, verließ sie rasch ihren Platz an dem Gefängniß.

Da trat er, wie ein zerschlagener Mann, in sein Zimmer.

„Sie hier, Comteß?"

„Ja, mein theurer Freund", sagte die alte Dame, und sie nahm seine beiden Hände und drückte sie herzlich, „und ich war Zeuge Ihrer Unterredung mit der Ge-

fangenen, und Sie haben nichts gehört, ich aber weiß Alles und werde Alles thun, was gethan werden muß."

Sie schauten sich Beide in die alten Augen, und die alten Augen waren feucht.

14.

Comteß Ottilie Starenheim — sie hatte ihren Neffen vor einigen Tagen mit den Worten empfangen, er habe während seiner Abwesenheit von Hause in einem Meere von Abenteuern geschwommen — sie war seitdem selbst in einen Strudel von Abenteuern gerathen; sie suchte sie freilich auch mit nicht minderem Behagen, wenngleich wohl aus ganz anderen Motiven auf, als der Herr von Dressel.

Sie war zu diesem leichtsinnigen Herrn gefahren.

„Der Herr von Steinmann ist nicht in seinem Zimmer", sagte ihr der Kellner des Corridors.

„Aber zu Hause?"

„Bei Madame Sommer."

„Bitten Sie ihn zu seinem Zimmer; ein Herr von der Polizei wünsche ihn zu sprechen.

Der Kellner lachte, ging in den Corridor hinein.

Die Comteß trat in das Zimmer ihres Neffen.

„Hm, hm, die Bekanntschaft der Beiden scheint beinahe etwas zu intem zu werden. Freilich, er so jung und

sie so alt! Aber die alte, aus dem Zuchthause entlassene Frau hat in der That eine eigenthümliche Art, die Menschen für sich einzunehmen, selbst meinen leichtsinnigen Neffen, und ich werde doch nächster Tage einmal seine Frau mit hierher nehmen müssen."

Der Herr von Dressel trat zu ihr ein.

Wir verließen den Baron, als er von seiner Tante bei der Frau von Limberg eingeführt war, der er den Hof machen wollte.

„Tante, du bist mehr als boshaft!" hatte er gesagt, und er hatte damit aus dem Zimmer der Frau stürzen wollen, die er für eine abgefeimte Betrügerin hielt.

Die Tante hatte ihn dann aufgeklärt und herzlich gelacht, und Caroline Limberg hatte ihm die Hand gereicht und mit ihrer immer aus ihrem schönen Herzen erklingenden Stimme zu ihm gesagt:

„Ich hätte mir und Ihnen manches Unangenehme ersparen können, wenn ich mehr Muth und weniger falsche Scham bewiesen hätte! Aber Sie haben mir verziehen lieber Baron?"

August Dressel lief nicht mehr fort.

That es die herzliche Stimme oder der milde Glanz der Augen, deren Schönheit er jetzt sah, oder der sanfte Druck der Hand, die auch im Zuchthause weich und zart geblieben war? Oder war es das Besondere, Pikante

einer Zuchthäuslerei, die zudem nicht jung und nicht schön war, den Hof zu machen?

„Gnädige Frau", sagte er, „darf ich hoffen, von Ihnen Verzeihung zu erlangen?"

Er küßte ihre feine Hand.

Und sie sagte zu ihm:

„Herr von Dressel, ich hoffe, Sie werden sich davon auf dem Limberge überzeugen, wohin ich Sie dem Wunsche meines Mannes gemäß entführen werde, sobald eine traurige Angelegenheit, die mich hierher brachte, erledigt ist. Bis dahin seien wir hier im Gasthofe freundliche Nachbarn."

Das waren sie geblieben.

Noch mehr waren sie einander geworden.

August Dressel hatte von ihr wie von seiner Tante bald die traurige Angelegenheit erfahren, die sie in der Residenz zurückhielt. Er war ihr Rathgeber und ihr Helfer geworden. Leider hatte auch ihr gemeinsames Bemühen keinen Erfolg gehabt.

Der Generalpostmeister von Mandel war noch in strengster Untersuchungshaft als Verfasser der anonymen Drohbriefe. Antonie von Fahrenholz hatte mit ihrer jüngeren Schwester die Dienstwohnung verlassen müssen; sie hatten eine kleine Wohnung bezogen. Gegen den Verfasser der Drohbriefe war noch nicht der geringste Beweis ermittelt und Alles, was man auch gegen den Hauptmann

von Rodewitz und den Lieutenant Braun hätte vorbringen können, wäre für den Criminalrichter kaum ein schwaches Indicium gewesen.

„Ein Herr von der Polizei wünscht Sie zu sprechen, Herr von Steinmann.“

Der Kellner war getreulich dem Befehle der alten Comteß nachgekommen.

Sie waren doch Beide erschrocken.

Der Herr von Dressel für sich, die Frau von Limberg für ihn.

„Sollte mein Mangel an Muth Sie noch hinterher in Ungelegenheiten bringen?“

Es wird nichts zu bedeuten haben, suchte er sich und ihr Muth zuzusprechen.

Aber großen Muth zeigte er nicht, als er in sein Zimmer trat.

Die Comteß mußte laut auflachen.

„Mensch, ist denn dein Gewissen ein ganzer Sack voll böser Thaten?“

„Tante, du bist doch immer —“

„Boshaft, mehr als boshaft! Ich weiß es. Aber ich komme wirklich als Polizei, wenn auch als ein polizeilicher Engel.“

„Und mit einem Gesicht der Leichenfrau.“

„Mein Freund, Auguste Fiebing ist hier und sucht nach dir.“

Der Herr August von Dressel erblaßte doch.

„Pah, Tantchen", wollte er Muth zeigen, „eine Erfindung deiner —"

„Gewohnten Bosheit?" unterbrach sie ihn. „Du irrst. Sie ist hier. Sie spricht ungenirt von dir und von deinen Abenteuern mit ihr, und, wenn sie könnte, sie hätte dich schon längst in deinem Hause aufgesucht, und da sie natürlich dich nicht fand, deiner Frau sich vorgestellt."

Den Herrn von Dressel überlief es heiß und kalt.

„Sie kann nicht, Tante? wollte er sich an einen Strohhalm klammern."

„Sie ist im Arrest!" sagte die Tante.

Der Herr von Dressel war aus dem Regen unter die Traufe gekommen.

„Dann kennen Polizei und Gericht die verdammte Geschichte? —"

„Wahrscheinlich! Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß deine Frau noch heute einen amtlichen Besuch erhält."

„Tante, stehe mir bei!"

„Was kann ich machen?"

„Von wem hast du deine Nachrichten, Tante?"

„Das darf ich dir nicht sagen, mein Freund. Es würde dir auch nicht nützen."

„Und du weißt keinen Rath?"

„Hm, mein lieber Neffe, ich wüßte wohl einen; es fragt sich nur, ob du den Muth hast, ihn zu befolgen."

„Ich habe zu Allem Muth!"

„Den Muth des Leichtsinns; hier thäte ein energischer Mannesmuth Noth."

„Ich habe auch ihn; du wirst sehen."

„Wohlan, so reinige zunächst dein Haus von den bösen Geistern. Treibe sie aus, den frommen Propst, den berühmten Maestro, meine schöne Schwägerin, deine Frau."

„Du verlangst viel auf einmal, Tante."

„Würden sie nicht Alle der Zuchthäuslerin ein geneigtes Ohr leihen?"

„Mit Wonne!"

„Und was die Eine wüßte, würden sie es nicht Alle wissen?"

„Aber meine Frau, Tante?"

„Soll die Person zu ihr gehen?

„Pah, Tante, wenn sie allein ist, nähme ich es schon mit ihr auf,"

„Du?" lachte die Tante.

Er besann sich doch.

„Im Grunde wäre auch sie besser fort. Aber ich kann ihr doch nicht das Haus verbieten, wie den Anderen."

„Das Haus sollst du Keinem von ihnen verbieten. Du sagst zu deiner Frau, du müßtest nach Boltenheim,

du seiest seit einem Jahre nicht dagewesen. Du müßtest dich einmal nach dem Gute umsehen. Du bittest deine Frau, dich zu begleiten, späterhin würdet ihr von da in ein Bad gehen. Deiner Schwiegermutter sagst du, du ließest während deiner Abwesenheit, die bis zum Herbste dauern werde, hier das Haus verschließen. Dann geht meine liebenswürdige Schwägerin mit euch, und Propst und Maestro siehst du nimmer wieder; Othello — Halthaus ist schon fort —"

„Ja, Tante, können die Anderen nicht nach dem Gute folgen?"

„Fünfzig Meilen weit? Der Eine hat kein Geld und der Andere hat sein Geld zu lieb dazu. Und kommen sie, so hast du draußen einen groben Knecht, der sie nicht kennt, und Hofhunde, die beißen."

„Aber meine Frau, Tantchen! Wenn sie nicht will?"

„Armer Held!"

„Du hast gut sprechen, Tante! Vor dir fürchten sie sich Alle!"

„Und dich lieben sie? Höre, mein Kind, wo du Liebe nicht finden kannst, da erwecke einmal Furcht! Dann wirf die beiden Liebhaber frisch und fröhlich zum Hause hinaus und die beiden Frauen werden das Haus von selbst verlassen und mit dir gehen, wohin du willst."

August Dressel sann doch nach.

„Und du, Tante?“ fragte er dann.

„Du willst also?“

„Ja.“

„Ich verwahre dein Haus.“

„Du allein?“

„Armer Held!“ rief die Dame wieder. „Du willst mich wohl zu deiner Hülfe mit dir nehmen, so als eine Art Gendarmen gegen Frau und Schwiegermutter?“

Er antwortete nicht; aber er hatte etwas Anderes.

„Wir haben Halthaus vergessen! Er wird wieder kommen.“

„Ah, und sein Courmachen und dein Ehrenwort!“

„Ich spaße nicht mit meinem Ehrenwort, Tante.“

„Sei du ruhig, mein Freund; er wird dich davon entbinden und mir die Cour machen.“

„Hm, hm!“

„Du zweifelst? Pah, Kind, es wäre noch immer nicht so unnatürlich, als die Ehe zwischen dem jungen Baron Limberg und der alten Caroline Lohrmann, die du übrigens auch schon anbetest. Und doch. — Höre, August, willst du mir glauben, daß es mich jedesmal kalt überläuft, wenn ich die Frau ansehe? Sie ist so brav, so verständig; sie liebt ihren Mann so sehr! Warum muß sie so alt für ihn sein?“

„Ei, Tantchen, du meinst ja schon, daß ich verliebt in sie sei!“

„Du verliebst dich in jede Schürze, sagte die Tante.“

„Wir sind also einig!“ sprach sie dann.

„Es wird wohl so sein müssen.“

„Aber über dich, mein Freund, müssen wir noch sprechen.“

„Ich gehe ja mit Frau und Schwiegermutter nach Boltenheim!“

„Das heißt, du geleitest sie auf den halben Weg dahin. Dort habe ich eine andere Mission für dich. Du hast dich wohl genau in der Gegend von Schloß Berg umgesehen?“

„Fangen deine Bosheiten wieder an, Tante?“

„Diesmal nicht. In der Nähe des Schlosses liegt ein kleines, geheimnißvoll und reizend verstecktes Haus. In ihm wohnt eine Dame, die einen Sohn hat, der flüchtiger Demagoge ist. In der Nähe des Hauses muß sich ein anderes befinden, in welchem der Hauptmann von Rodewitz und der Lieutenant Braun verkehren, und zwar mit einem Menschen, von dessen Hand die Mandel'schen Drohbriefe herrühren. Die Handschrift dieses Mannes mußt du herbeischaffen, und wenn du kannst — und du wirst es können — alles Weitere, was als Beweis gegen Rodewitz und Braun dienen kann.“

Der Herr von Dressel war etwas unruhig geworden.

„Teufel, Tante, ich soll wohl den Gendarm für dich und deine Freundin abgeben?“

„Wenigstens dir den Dank der schönen Frau von Fahrenholz und der Frau von Limberg verdienen.“

„Ganz wohl, ganz wohl! Nur ist die schöne Frau in einer Trauer, die Liebesbewerbungen zurückstößt, und die andere“

„Vollende!“

„Pah, die andere ist eine Frau, die nur ein einziges Herz hat und das gehört ganz und gar und für immer ihrem Manne. Sieh Tante, wenn meine Frau so mich liebte, ich könnte in meinem Leben nicht wieder leichtsinnig werden, und wenn Limberg jemals aufhören könnte, die Frau zu lieben, anzubeten —“

„Nun?“ fragte die Tante.

„Ich würde ihr Ritter und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf.“

Die Tante hatte keine ihrer gewöhnlichen Bemerkungen. Sie war nachdenklich geworden.

„Du dachtest also auch daran?“ fragte sie.

„Nein, nein“, rief er.

Und sie war wieder die alte Comteß Starenheim.

„Wir sind also auch darin einig. Du suchst das kleine Haus auf, findest die Beweise, und es müßte nicht

mit rechten Dingen zugehen, wenn du in dem reizenden Versteck nicht zugleich ein reizendes Abenteuer fändest."

„Ist das dein Ernst, Tante?"

„Mein voller Ernst!"

„Topp!"

16.

Das Schloß Berge lag auf dem Kamme eines Hügels, der nach beiden Seiten hin ziemlich weit im Lande gesehen wurde. Die Vorderfront des Schlosses blickte über den Park hinweg in die großen zu der Besitzung gehörigen Forsten und Waldungen. Auf der Rückseite des schönen Prachtgebäudes überschaute man im Vordergrunde am Fuße des Hügels buntes und krauses Buschwerk, aus dem einzelne Häuser hervorsahen, an dessen Ende aber ein Dorf in langer Doppelreihe freundlicher Häuser mit ihren rothen Dächern heraustrat; mit den Häusern kam ein Bach zum Vorschein, dessen silberhelle Wellen man noch jenseits des Dorfes bis weit in die Ebene hinein zwischen Wiesen und Ackerfluren verfolgen konnte.

Zwischen dem Buschwerk unten an dem Fuße des Schloßhügels lag einzeln ein kleines Wohnhaus, freundlich und gefällig gebaut, einem Bauernhause wenig ähnlich, aber auch kein herrschaftliches Haus zu nennen. Es hatte ein rothes Ziegeldach wie weiter hinten die Häuser des Dorfes, aber seine Mauern waren von grauem Sand-

stein massiv aufgeführt; seine Fenster hatten hübsche Simse und grüne Jalousieen, die Hausthür war hoch, von braunem Holze und trug oben künstliches Schnitzwerk. So lag es in einem Gärtchen, das sich bis an den Bach erstreckte, und der Bach floß etwa zwanzig Schritte weit an den Mauern des Hauses vorbei, und Gebüsch, dunkle Tannen und weiße Birken und Zwergbuchen und junge Eichen und Nußbäume und viel anderes Laub- und Buschwerk standen kraus und wild und lustig und fröhlich aller Orten umher, überschatteten den Bach, tauchten ihre Zweige in seine murmelnden Wellen, überragten das rothe Dach des Hauses, verbargen es mit seinem Gärtchen in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Schritt jedem Auge.

Die Nachmittagssonne beschien die hellen Fenster des Hauses und die Blüthen der ersten Erbsen und Bohnen des Gärtchens, und die bunten Blumen in den weißen Töpfen an den Fenstern und auf den Beeten des Gärtchens.

An dem Erbsenbeete stand zwischen den Ranken ein junges Mädchen; sie konnte achtzehn Jahre zählen, vielleicht auch erst siebzehn; sie war hübsch, schlank, frisch, blühend und rosig, wie die Rosen, die überall in dem Gärtchen blühten. Sie schaute träumerisch und sehnsüchtig, aber nicht nach den Rosen; auf die Blüthen der rankenden Erbsen waren ihre treuen Augen gerichtet. Die

Rosen blühten schon lange, die Erbsen aber trugen ihre erste Blüthe und ihnen schienen sie zu sagen: Wenn ihr blühet, wollte er wiederkommen, und ihr blühet und er ist —

Noch nicht da! wollte sie sagen.

Da hörte sie etwas hinten unter den Bäumen und durch die Stille des Waldes und durch das Murmeln des Baches und das Klopfen ihres Herzens unterschied sie, was es war, und ihr rosiges Gesicht wurde weiß wie Schnee und dann wieder roth wie der Purpur der Abendwolken. So horchte sie noch ein paar Sekunden; dann war sie ihrer Sache gewiß. Ein kleiner Trotz warf ihre Lippen auf. Sie wollte sich verbergen, hinter das Haus eilen; sie hatte nicht mehr die Zeit dazu. Sie wollte zwischen die Erbsen flüchten. Auch dazu war es zu spät.

Mit drei mächtigen Sätzen war ein Hühnerhund an ihrer Seite, braun gefleckt, ein schönes Thier. Er bellte kurz, es war ein Freudenruf; er legte sich zu ihren Füßen, hob den Kopf empor, sah sie mit Augen an, die treu waren, wie die ihrigen.

Aber sie mußte ihren Blicken eine andere Richtung geben.

Dem Thiere folgte ein junger Jägersmann in grauer Joppe, mit grünem Kragen und grünen Aufschlägen, das Gewehr über die Schulter gehängt, die Jagdtasche an

der Seite, eine stattliche Gestalt und eine aristokratische dabei.

Das Mädchen war wieder weiß geworden wie der Blüthenschnee auf den Kirschbäumen, sie zitterte und —

Bist auch du treu? fragten ihre Augen den Jägersmann.

Er aber, als er nun vor ihr stand, die aristokratische Gestalt, die vornehme Haltung, das Gesicht voll Stolz und voll Adel, sah sie so herzlich und so innig an und sprach zu ihr freundlich, als wenn die Tochter der Wittwe eines herrschaftlichen Gärtners oder Kammerdieners, oder was ihr Vater sonst gewesen war, seines Gleichen wäre.

„Da bin ich wieder, Mariechen", sagte er. „Was machen Sie denn?"

Sie war verwirrt geworden, als wenn ein recht vornehmer Herr sie angesprochen habe und das Gefühl, daß er so hoch über ihr stehe, sie drücke. Und doch war es wieder ganz anders.

Sind diese Augen denn treu? sah sie ihn wieder an, und sie sagte in ihrer Verwirrung:

„Sie sind recht lange geblieben, Herr Wild."

„Rechnen wir, Mariechen", lachte er fröhlich. „Heute haben wir Dienstag; am Sonnabend nahm ich Abschied von Ihnen."

„Ja, ja", sagte sie, als wenn sie nachrechne und über Anderes nachdenke.

„Sie sind so fröhlich“, sagte sie dann. „Sie haben gewiß einen Dienst gefunden.“

„Und Sie fragen das so traurig, Mariechen?“

Sie fand wohl einen Vorwurf in den Worten. Ihre Stimme hatte freilich einen fröhlichen Klang nicht gehabt.

„Glauben Sie mir, Herr Wild“, sagte sie, „ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Wohlergehen.“

Sie sprach mit der herzlichsten Theilnahme.

Durch das Gesicht des jungen Jägers zuckte es plötzlich wie eine schmerzliche Ahnung.

„Ich fand keinen Dienst“, antwortete er, wie mit Widerstreben.

Das junge Herz des Mädchens aber hatte rasch eine andere Frage:

„Da bleiben Sie wieder hier?“

„Lange wohl nicht“, war seine Antwort, die wieder etwas gezwungen lautete. „Man darf nicht unthätig bleiben.“

Das Mädchen kämpfte mit sich. Sie hatte sich ein Herz gewonnen.

„Meine Tante ist mit dem Haushofmeister der Frau Gräfin bekannt.“

Er griff hastig zu, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Wie geht es Ihrer Tante, liebes Mariechen?“

„Gut, Herr Wild; sie darf nur die Stube nicht verlassen.“

„Und Ihr Onkel, war er in den letzten Tagen hier? Sie erwarteten ihn.“

„Noch nicht; aber die Tante meint, daß er bald kommen müsse.“

„Er war mit dem Fürsten abgereist?“

„Ja, Herr Wild.“

„Wird denn auch der Fürst zurückkehren?“

Man hat im Schlosse keine Nachricht davon. Aber der Onkel kommt oft ohne ihn.“

„Sie sagten es schon, Mariechen.“

„Und“, nahm sich das Mädchen wieder den Muth, „was meinen Sie, wenn der Onkel für Sie mit der Frau Gräfin spräche? Er ist gut bei ihr angeschrieben. Sie sagte einmal selbst zu meiner Tante, als sie mit ihren Kindern hier war. Der Lieutenant Braun, Frau Walter, ist ein treuer Diener! Er könnte Sie als Jäger in das Schloß bringen. Sie könnten mit der Zeit Förster hier werden.“

Das reizende Gesicht des Mädchens strahlte in Glück.

Um die Lippen des jungen Jägers zuckte es etwas absonderlich, als müsse er nur den Gedanken unterdrücken.

„Der Lieutenant Braun mein Gönner!“

„Gehen wir zu Ihrer Tante, Mariechen“, bat er. „Wir sprechen mit ihr weiter über die Sache!“

Sie war bereit, mit ihm in das Haus zu gehen.

Der Hund des Herrn Wild knurrte plötzlich.

Der Jäger folgte den Blicken des Thieres.

Seine Augen leuchteten im ersten Momente; dann erschrak er.

An der anderen Seite des Baches stand ein Mann, zwar ziemlich wohlgekleidet, aber in seinem ganzen Wesen das Bild der Verkommenheit und Gemeinheit.

Er hatte das Paar in dem Gärtchen gesehen. Er machte alle Zeichen der Ueberraschung, der Verwunderung, alle in roher, gemeiner Weise. Sein häßliches Gesicht grinste nach den Beiden herüber, wie wenn er plötzlich einen alten Bekannten wiedersehe und über etwas Unrechtem ertappt habe.

Auch das Mädchen sah ihn. Sie trat mit einem Ausdrucke des Abscheus in dem unschuldigen Gesichte zurück.

„Was will der häßliche Mensch?“ sagte sie verdrießlich.

„Kennen Sie ihn, Mariechen?“ fragte der Jäger.

„Er war früher einige Mal hier.“

In dem Gesichte des Jägers konnte man den Ausdruck einer eigenthümlichen Befriedigung lesen.

Das Mädchen sah es nicht. Sie schritt nach dem Hause zu.

„Lassen Sie uns gehen", sagte sie.

Er wollte ihr folgen.

„Ha, ha", rief der Verkommene, „warum lauft Ihr denn vor mir? Ich sah Euch doch und ich weiß nun Alles."

Er sprach heiser und gemein, und er lachte noch gemeiner und heiserer.

Das Mädchen war unwillkürlich stehen geblieben. Sie blickte den jungen Jäger an mit ihrem unschuldigen Gesichte voll Muth.

„Sollen wir vor einem solchen Menschen fliehen?"

Der Jäger hatte sich besonnen.

„Gehen Sie ins Haus, Mariechen! Ich spreche mit ihm und komme Ihnen dann nach."

„Kennen Sie ihn denn, Herr Wild?"

„Ja!"

Das Mädchen wollte fast schon den jungen Jäger ansehen, der einen solchen Menschen kannte. Sie ging still in das Haus.

Der Jäger schritt zu dem Bache.

Der Verkommene sah mit höhnischem Lachen ihn nahen.

„Kommst du zu mir, Bruderherz, oder soll ich zu dir kommen?"

„Ich komme zu dir.“

Am Ufer des Baches lag ein Brett, das als fliegende Brücke diente. Der Jäger schob es über das Wasser, war bei dem Verkommenen.

„Schmarotzer, was machst du hier?“

Der Schmarotzer warf sich in die Brust.

„Freund Ottokar Limberg, Wolfgang Weinhold könnte dir die Frage zurückgeben, wenn er hier nicht Zeuge eines Auftritts gewesen wäre, der ihm Alles erklärt, der ihm aber auch das Herz zerrissen hat. Ottokar, Ottokar, wie verehrten wir dich! Wie warst du unser, der ganzen akademischen Jugend Muster und Vorbild in Allem, was tugendhaft, edel, groß war! Und nun bist du so, so tief gesunken! Kommst unter einer erniedrigenden Maske hierher, ein armes, unschuldiges, reines Mädchen, ein Kind fast noch, mit höllischen Künsten zu verführen, zu vergiften, zu verderben! Ach, wie gesagt, es bricht mir das Herz!“

Wolfgang Weinhold mußte mit seinem gebrochenen Herzen und seiner heiseren Stimme eine Pause machen.

Ottokar Limberg hatte ihn ganz so ruhig angehört, wie man einem schlechten Schauspieler zuhört.

„Schmarotzer, wo wohnst du?“ fragte er.

Herz und Stimme des Schmarotzers hatten sich wieder erholt.

„Davon nachher, zu deinem Entsetzen, mein Freund.

Vorher habe ich noch von deiner Verkommenheit zu sprechen, dir dein schlafendes Gewissen aufzurütteln. Hier willst du ein armes Mädchen verführen, in Gram, Elend und Verzweiflung stürzen, daß sie, wie des Pfarrers Tochter von Taubenheim, sich das Leben nimmt und man ihre Leiche in diesem Bache finden wird. Und zu Hause hast du ein armes Weib zurückgelassen, treulos verlassen, die sich um deinetwillen abhärmt, über deine Flatterhaftigkeit sich in Thränen badet, in Thränen zerfließt, in wilden Herzensschreien die Thorheit ihres Alters bereut, ihr Dasein an das eines liederlichen jungen Fant gekettet zu haben. O, Ottokar, Ottokar Limberg!"

Er mußte nochmals eine Pause machen.

Ottokar Limberg hatte ihn wieder zugehört, wie vorher. Er fragte dann wieder:

„Nun, wo wohnst du Schmarotzer?"

Da erhob Wolfgang Weinhold sich.

„Wo ich wohne? Komm mit mir! Erfahre es zu deinem Schrecken! Empfange den Lohn deiner Thaten."

Er wollte voranschreiten in einem schmalen Fußpfade, der längs dem Bachstrom abwärts sich unter Bäumen und zwischen Gebüsch schlängelte.

Limberg hielt ihn.

Ottokar Limberg war doch nachdenklich geworden. Er kannte zwar den hohlen Bombast des Verkommenen;

aber der Mensch schien ihm diesmal irgend einen wesentlichen Anhalt zu haben.

„Wohnst du weit von hier?" fragte er.

„Du wirst es erfahren."

„Später dann, Schmarotzer."

Er wollte umkehren.

Da hielt der Schmarotzer ihn.

„Du willst zu dem armen Kinde, dem du den Kopf verrückt hast?"

Limberg gab ihm keine Antwort.

„Ah", rief der Schmarotzer, „wage es. Aber ja, wage es. Ich begleite dich. Ich sage dem Mädchen und ihrer braven Tante, wer du bist, daß sie keinen fröhlichen, ehrlichen Jägersmann an dir haben, sondern daß ein vornehmer stolzer Baron sich bei ihnen eingeschlichen hat, dem zu Hause eine Frau sitzt, die sich um ihn die Augen ausweint. Ja, gehen wir, Ottokar Limberg! Gehen wir, eilen wir."

Ottokar Limberg hatte keine Eile.

Eine nichtswürdige Situation, mußte er sich sagen. Geht er mit mir, so macht er mir Skandal bei dem Mädchen und ihrer Tante. Gehe ich mit ihm, so zeige ich mich abhängig von ihm, und wer weiß, was er noch bei sich zu Hause hat.

Er blickte auf seinen Hund, der den Verkommenen, wie jeder Hund jedem Verkommenen, knurrend die Zähne

wies und nur auf einen Wink, oder vielmehr auf ein Abwenden der Augen seines Herrn wartete, um jenen anzufallen und niederzureißen.

„Aber zum Teufel“, rief Ottokar Limberg sich zu, „steckt denn die Gemeinheit so schnell an? Und die Briefe, die Briefe! Ich darf es mit dem Burschen nicht ganz verderben!“

Indeß, er mußte einen Entschluß fassen.

Wie Ottokar Limberg dazu kam, den Auftrag, den August Dressel von seiner Tante, der Comteß Ottilie Starenheim, erhalten hatte, auszuführen oder ausführen zu wollen?

Ende des dritten Bandes.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Die Universitätsfreunde Roman

Bd.: 3

Leipzig 1873